

# Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 9.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften  
vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 3. Mai 1891.

Große Ausgabe mit allen Kupfern  
vierteljährlich 4 1/2 M.

XVIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## In den Zwölf-Nächten.

Novelle von Claire von Glümer.

(Schluß.)

„Was sagst Du dazu?“ rief mein Vater, als ich die Hand mit dem Briefblatte sinken ließ; er — noch einmal die zurückgezahlte Schuld entrichten — er, der Bettler, den Hollbachersche Großmuth seit Jahren über Wasser gehalten hatte! — Ich habe dem Herrn geantwortet, daß ich, da mir mein Anstandsgefühl nicht erlaube, den Freund meines verstorbenen Vaters gerichtlich zu belangen, den Hinterbliebenen meiner Schwester die fehlende Summe ersetzen werde und dem Freiherrn von Steinach hiermit die ganze Schuld im Betrage von 9800 Mark zum Geschenk mache. Sonnabend hat er diesen Brief bekommen, Sonntag ist das Schloß zusammengestürzt, — was weiter zwischen uns vorgegangen ist, weißt Du, und Du wirst mir zugeben, daß ich die Enkelin des Betrügers nicht in meine Familie aufnehmen kann.“

Mit diesen Worten stand mein Vater auf; für ihn war die Sache erledigt, — nicht so für mich.

„Mein lieber Vater,“ sagte ich mit erzwungener Ruhe, indem ich mich ebenfalls erhob; „ich gebe nicht zu, daß Martha für ein Vergehen des Großvaters zu büßen hätte. Uebrigens finde ich das Vergehen nicht bewiesen . . .“

Mein Vater lachte spöttisch auf. „Nicht bewiesen!“ fiel er ein, und mit verschränkten Armen vor mir stehen bleibend, fügte er hinzu: „Ist es kein Beweis, daß die Summe, die der Freiherr dem Verstorbenen zurückgezahlt haben will, nirgend eingetragen ist, während alle anderen Einnahmen und Ausgaben genau gebucht sind? . . . Kein Beweis, daß von der mehr als fünfzigjährigen Correspondenz der beiden Freunde nichts erhalten ist, als der Schuldschein nebst Begleitbrief?“ — Warum hätte mein Vater gerade diese Papiere aufbewahrt, wenn die Angelegenheit erledigt wäre? . . . Warum den Schein nicht zurückgegeben? Und wenn er dies, zerstreut wie er war, vergessen haben sollte, würde ihn der Freiherr nicht daran erinnert haben? — Wenn aber dies Alles versäumt worden wäre, so mußte der Freiherr, da es sich um Ehre und guten Namen handelt, den Brief vorzeigen, auf den er sich beruft, — oder wenigstens den Postschein. Ohne diese Sicherheit würde er die Summe doch nicht abgeschickt haben . . . Nun, Richard,“ fügte er nach einer Pause hinzu, „was hast Du auf dies Alles zu erwidern?“

„Nichts, als daß es meinen Glauben an den alten Freund unseres Hauses nicht erschüttert,“ gab ich zur Antwort. Während der Vater sprach, hatte ich das edle, stolze Gesicht des Freiherrn, wie es vor der Katastrophe gewesen war, vor mir auftauchen sehen, — dieser Blick, diese Züge konnten nicht lügen!

Mein Vater lachte abermals, noch spöttischer als zuvor.

„Lassen wir es gut sein!“ rief er. „Kannst Du Dir selbst mit der Logik des Verliebten einreden, daß zwei mal zwei fünf ist, — mich überzeugst Du nicht. Vielmehr erkläre ich Dir auf das Bestimmteste: Heirathest Du die Enkelin des Betrügers, so ist zwischen uns das Tisch Tuch zerschnitten. Jetzt kein Wort mehr!“ fügte er hinzu, als ich sprechen wollte. „Du weißt nun, wie die Dinge liegen, ich gebe Dir Zeit zur Ueberlegung, ehe Du Dich entscheidest.“

Der Ueberlegung, die mein Vater im Sinne hatte, bedurfte ich nicht; das Einzige, was für mich in Frage kam, war, ob ich Martha die Wahrheit sagen mußte. Wie gern hätte ich ihr diesen neuen Schmerz erspart! Aber als ich, dem Schlosse zuwendend, darüber nachdachte, kam ich bald zu der Ueberzeugung, daß es nicht möglich sei, denn nur mit ihrer Hilfe konnte ich den Brief erlangen, der den Freiherrn entlastete. Ich sah zwar, wenn er sich nicht fand, meinen Weg in den Bibelworten verzeichnet: „Der Mann soll Vater und Mutter ver-

lassen und an seinem Weibe hängen,“ aber ehe wir es zu diesem Aeußersten kommen ließen, mußten wir thun, was wir konnten, um uns das Elternhaus zu erhalten.

Zu diese Gedanken verjunken, war ich in die Nähe der Kirche gekommen, aus der mir der Gesang der Gemeinde entgegenschallte, und als ich nun, unwillkürlich langsamer gehend, den Worten des alten Weihnachtsliedes lauschte:

„Glanz Gottes, der die Nacht durchbricht,  
Du bringst in finst're Seelen Licht,  
Die nach der Wahrheit schmachten . . .“

kam plötzlich die Zuversicht über mich, daß die Wahr-

heit auch meiner Liebe zum Siege verhelfen werde. Alles vergessend, was sich seit gestern Abend zwischen mich und mein Glück gedrängt hatte, stürmte ich vollends den Schloßweg hinauf, nur noch erfüllt von dem Verlangen, die geliebte Gestalt zu umfassen, die geliebten Augen zu sehen, das geliebte Herz an meinem Herzen schlagen zu fühlen.

Endlich war ich oben, und kaum betrat ich den Hof, als Martha in der Hausthür erschien.

„Alles ist gut!“ rief sie mir fröhlich entgegen; „Großpapa will Dich sehen!“

Ihr Ton, ihr Lächeln, der strahlende Blick, mit



Junge Liebe. Von C. Hoff. — Siehe Seite 71.  
Photographie im Verlag der Photographischen Union in München.



dem sie zu mir auf sah, nahmen mir den Muth, ihr gleich zu sagen, daß nicht Alles gut sei. Stumm zog ich sie in die Arme, und als sie sich mit der Mahnung losmachte, wir dürften Großpapa nicht allein lassen, Tante Niekchen wäre in der Kirche, folgte ich ihr ohne Weiteres zu dem Kranken.

Heute stand sein Lehnstuhl in einem kleinen Zimmer neben der Wohnstube. In den engen Räumen erkannte ich zwischen dem schätzbaren Mobiliar der ehemaligen Verwalterwohnung einige Bilder und Sessel aus dem Schlosse und den arg beschädigten Schreibtisch des Freiherrn.

„Großväterchen, unser Richard . . . Richard Hollbach,“ sagte Martha, als wir herantraten. Er hob den Kopf; die umflorten Augen erhellten sich.

„Gut . . . gut, daß Du da bist, — ich habe lange — lange auf Dich gewartet,“ stammelte er und streckte mir die Hand zu, die, als ich sie faßte, kalt und schwer in der meinen lag, während er fortfuhr: „Du wirst mir bezeugen . . . wirst Deinem Sohne sagen . . . Dein Sohn hat mich . . . hat mich —“ seine Worte verloren sich in unverständliches Murren, und sein Kopf sank auf die Brust. Aber als ich ihm klar zu machen suchte, daß ich nicht sein Jugendfreund, Richard Hollbach, sondern dessen Enkel sei, fuhr er in die Höhe und fiel mir heftig in die Rede. So schwer es mir werden möge, meinen ältesten Sohn von dem Vergehen meines Jüngsten zu unterrichten, rief er, ich wäre verpflichtet, dem Commerzienrath zu erklären, daß ich die 9800 Mark, die er verlange, bereits erhalten habe. Der Commerzienrath wäre mißtrauisch, kleinlich, von beleidigendem Hochmuth. Er hätte sich geweigert, dem Worte eines Edelmannes zu glauben, dafür müsse er Abbitte leisten. „Abbitte . . . Abbitte!“ schrie der Kranke gellend auf und brach endlich in krampfhaftes Weinen aus.

Vergebens suchte ich ihn zu beschwichtigen; erst als ich, auf seine Wahnvorstellung eingehend, sein Verlangen zu erfüllen versprach, wurde er ruhiger. Das krampfhaftes Schluchzen hörte auf, und während er, die Zeiten vermischend, bald nach Stephanie und dem kleinen Woldemar, bald nach dessen glücklicher Ankunft in Amerika fragte und wiederholt darauf zurückkam, daß er dem armen Burschen nicht nur die schuldigen 9800 Mark, sondern Alles gegeben habe, was ihm noch von der Feuerversicherungssumme geblieben sei, lehnte er sich, leiser und leiser sprechend, in den Sessel zurück, schloß die Augen, und nach einer Weile verriethen seine gleichmäßigen Athemzüge, daß er eingeschlafen sei.

Martha, die, an der anderen Seite des Sessels stehend, der Unterredung mit angstvollem Gesicht zugehört hatte, trat zu mir und bat mich zu gehen, ehe der Kranke wieder aufwache, damit er nicht noch einmal durch meinen Anblick in Aufregung komme. Es müsse doch wohl zwischen ihm und meinem Vater etwas vorgefallen sein, fügte sie hinzu; ob dieser mir nichts darüber mitgetheilt habe.

Nun war nicht länger zu zögern; während ich Martha in das Vorzimmer folgte, antwortete ich, daß mir mein Vater allerdings von einem Zerwürfniß mit dem Freiherrn gesagt habe, aber daß ich mit ihrer Hilfe Alles wieder in das rechte Geleise zu bringen hoffe. Darauf setzte ich mich zu ihr, faßte ihre Hand und erzählte in kurzen Worten von dem Schuldschein, der sich in den Papieren meines verstorbenen Großvaters gefunden hatte, und von der Weigerung des Freiherrn, den Brief vorzuzeigen, der die Zahlung dieser Schuld bestätigte. Darüber, fügte ich hinzu, wären der Kaufmann und der Kavaliere an einander gerathen, aber die Streitfrage würde sofort erledigt sein, wenn Martha aus den Papieren ihres Großvaters den betreffenden Brief des meinigen herausfände, um ihn meinem Vater vorzulegen.

„Das kann ich nicht!“ rief sie, indem sie mir die Hand entzog. „Wie darf ich verrathen, was Großpapa verschweigen wollte . . .“

„Aber nicht verschwiegen hat!“ fiel ich ein. „Erinnere Dich an seine Aeußerungen über meinen Onkel Woldemar, und sein Verlangen, der Freund möge dem ältesten Sohne das Vergehen des Jüngeren mittheilen. Ueberdies sind die Weiden todt, um dementwillen er zu schweigen gelobt hatte, während sein eigener guter Name in Gefahr kommt.“

Erlassend starrte mich Martha an.

„Du glaubst, Dein Vater könnte Großpapa einen Betrug zutrauen?“ rief sie, und als ich sie, statt zu antworten, in die Arme nehmen wollte, entwand sie sich mir.

„Das trennt uns — trennt uns auf immer!“ stieß sie hervor, indem sie sich erhob. Auch ich stand auf.

„Nein, Martha!“ sagte ich mit festem Tone, indem ich ihr den Weg zur Flucht vertrat; „das wäre eine schlechte Liebe, die dem verletzten Stolz das Feld räumt.“

„Kam' alles Wetter auch auf uns zu schlaf'n,  
Wir sind gewillt, bei einander zu stahn.“

„Ich habe mit aller Entschiedenheit dem Vater gegenüber meinen Glauben an Deines Großvaters Ehren-

haftigkeit ausgesprochen. Du wirst die Beweise dafür schaffen, — und willst Du das nicht,“ fügte ich hinzu, als sie traurig den Kopf schüttelte, „so suchen wir uns irgendwo in der Ferne eine neue Heimath.“ Sie brach in Thränen aus.

„Das heißt mit anderen Worten, Dein Vater weigert sich, mich als Tochter aufzunehmen!“ klagte sie; „aber ich soll mich eindrängen . . . ich kann es nicht! . . . kann es nicht!“

Jetzt sträubte sie sich nicht, als ich sie an mich zog, legte, — wie sie als Kind zu thun pflegte, — den Kopf an meine Schulter, und wie damals ließ ich sie weinen, während ich sanft über ihr weiches, braunes Haar strich. Plötzlich fuhr sie auf.

„Tante Niekchen!“ — sag' ihr nichts von der unglückseligen Geldgeschichte,“ rief sie, und ehe ich antworten konnte, trat die Försterin herein.

Das Angesicht der guten Frau verrieth nichts von dem Gottesfrieden, den wir aus der Kirche heimtragen sollen. Während sie, Hut und Mantel ablegend, meinen Gruß erwiderte, sprühten mich die sonst so freundlichen Augen unwillig an, und sie bemerkte in gereiztem Tone:

Wenn ich mich auch bemühe, ein ruhiges Gesicht zu zeigen, und Martha heimlich ihre Thränen trockne, ein X für ein U machten wir ihr nicht; sie wußte Bescheid. Und noch gereizter klang ihre Antwort, als Martha und ich wie aus einem Munde fragten: was sie damit meine.

„Was ich damit meine?“ wiederholte sie. „Nun, vielleicht versteht man mich, wenn ich erzähle, was mir passiert ist. — Bis heute Morgen habe ich ja über die plötzliche Verlobung mein Bedenken gehabt; aber als ich höre, wie unser Gnädiger danach verlangt, den Herrn Richard zu sehen, bilde ich mir ein, daß Alles gut ist, und habe in der Kirche gebetet und gebankt, wie lange nicht. Die Frau Commerzienrathin war auch da, und beim Fortgehen trete ich in meiner Herzensfreude an sie heran, — ohrfeigen könnt' ich mich dafür, — und frage, ob ich gratuliren dürfe? Da sieht sie mich ganz verdußt an, sagt von oben herunter, wie sonst gar nicht ihre Art ist: „ich danke, liebe Frau Försterin, — einer Mutter kann man immer gratuliren, wenn der Sohn nach Hause kommt.“ Mit diesen Worten lehrt sie mir den Rücken, ist, hast du nicht gesehen, vom Kirchhof herunter, und ich habe begriffen, daß unsere Martha, die keine Mitgift hat, den reichen Hollbachs als Schwiegertochter nicht ansteht.“

„Laß sie dabei!“ flüsterte Martha; aber diese Bitte konnte ich ihr nicht erfüllen. Vielmehr erklärte ich der aufgeregten Frau, daß Martha's Mitgift nicht in Frage komme, sondern ein Zerwürfniß zwischen dem Freiherrn und meinem Vater unserm Glück im Wege stehe. Es handle sich hauptsächlich um einen Brief meines Großvaters, den mein Vater zu haben wünsche, fügte ich hinzu. Wenn also irgend welche Papiere aus dem Schlosse gerettet wären, bäte ich dringend, unter ihnen nach dem Schriftstück zu suchen, das Alles in Ordnung bringen könne.

Die Mienen der Försterin hatten sich erhellt. — Papiere hätten sie die schwere Menge; der große Kasten da wäre ganz damit voll gepropft, antwortete sie, auf den geborstenen und zerschundenen Sekretär des Freiherrn deutend. „Und wenn ich bedenke,“ fuhr sie kopfschüttelnd fort, „wie ärgerlich ich war, daß gerade dies Gerümpel an der festen Thurmwand stehen mußte, die nicht eingestürzt ist, während all' unser schönes Porzellan kurz und klein geschlagen wurde . . . und nun ist's vielleicht unser Glück . . . Der Gnädige!“ unterbrach sie ihre Betrachtung, als sich im Nebenzimmer das Aufstöhnen eines Stodes hören ließ. „Kommt, Martha, er will hereingeschoben werden.“

„Erst muß Richard fort sein, und Du darfst nichts von ihm sagen,“ rief Martha der Davoneilenden nach; dann trieb sie mich zum Ausbruch, und ich sah ein, daß ich mich fügen mußte.

Nur wann ich wieder kommen dürfe, fragte ich noch und erhielt den Bescheid, daß vor dem folgenden Morgen nicht daran zu denken sei, da der Freiherr bis spät Abends hier im Zimmer bleibe. Er schlafe zwar hin und wieder, fügte Martha hinzu, das wann und wie lange wäre jedoch nicht zu berechnen.

„Aber den Brief kannst Du suchen, wenn Dein Großvater schläft, und findest Du ihn, so schickst Du mir augenblicklich Nachricht, versprich es mir!“ bat ich, während sie mich dem Ausgange zuzog; sie antwortete indessen nur durch einen Seufzer und drängte mich hinaus, denn hinter uns wurde die Thür des Krankenzimmers geöffnet und der Freiherr rief ungeduldig nach der Enkelin.

Mit welcher Freude war ich, nach der unerwartet raschen Erledigung meiner Berufs-Angelegenheiten, der Heimath zugefahren, um das Weihnachtsfest mit den Meinigen zu verleben, und wie unbehaglich gestaltete sich dasselbe nun! — Der Vater war finster und wortkarg, die Mutter bedrückt, ich selbst mühsam beflissen, die außer-

liche Ruhe zu bewahren, während ich von Liebessehnsucht und Zweifel gepeinigt wurde. Hätte ich wenigstens hinaus gekonnt, — aber nach altem Brauch hatten wir Gäste am ersten Feiertage; zum Mittagessen des Vaters Buchhalter und Werkführer; Abends Pastor und Doctor mit Familie, — gute Nachbarn und Freunde, die mich herzlich begrüßten und nicht müde wurden zu fragen und zu berichten. Ich aber blieb, trotz aller Mühe, die ich mir gab, beim Gespräch wie am Spieltisch ein schlechter Gesellschafter; unaufhörlich beschäftigte mich die Frage, ob Martha den Brief meines Großvaters suchen und finden werde? Und bei jedem Geräusch im Hause erwartete ich eine Botschaft vom Schlosse.

Ich wartete vergebens; die Gäste gingen; die Nacht kam, brachte mir jedoch wenig Ruhe. Statt zu schlafen, zerbrach ich mir den Kopf, was ich thun könne, um die Sachlage zu klären, wenn Martha aus übertriebener Gewissenhaftigkeit dabei blieb, mir ihren Beistand zu verweigern. Aus den wirren Aeußerungen des Freiherrn war nur hervorgegangen, daß mein Großvater die vom Freunde zurückgezahlte Summe für den jüngeren Sohn verwendet hatte. Um dies auch nach seinem Tode dem älteren zu verbergen, mochte er den Eingang des Geldes nicht gebucht und in seiner oft bewiesenen Vergesslichkeit versäumt haben, den Schuldschein zu vernichten. Aber so überzeugend sich mir dieser Hergang darstellte, mein Vater, — das wußte ich nur zu gut, — würde Beweise verlangen. Vielleicht hätte ich sie, in Ermangelung des großväterlichen Briefes, durch Erkundigungen nach Onkel Woldemars Thun und Treiben herbei zu schaffen vermocht. Aber der Freiherr hatte von einem Vergehen des Unglücklichen gesprochen, — mußte ich nicht fürchten, durch meine Nachforschungen den guten Namen der Hollbachs zu schädigen? — Auf der anderen Seite fühlte ich mich verpflichtet, sowohl den Freiherrn von falschem Verdacht zu reinigen, wie Alles anzubieten, um Martha's Besitz zu erringen. Ihr entlagen, nachdem ich ihrer Liebe gewiß war, — unmöglich! Und ebenso unmöglich war es, sie in den engen Verhältnissen der Heimath ohne Zustimmung des Vaters mein eigen zu nennen. Wenn ich selbst auch stark genug war, die täglichen Bitterkeiten eines Familien-Zerwürfnisses zu ertragen, Martha und meiner Mutter mußten sie erspart bleiben. Das konnte geschehen, wenn ich die Heimath aufgab und mir wieder in der Ferne einen Wirkungskreis schaffte. Aber es war undenkbar, daß Martha den Großvater in seiner Hilflosigkeit verließ oder den Kranken den Beschwerden und Aufregungen einer Reise aussetzte. Nein, die einzige Hülfe, — das wurde mir um so klarer, je länger ich darüber nachdachte, — blieb, den Brief zu finden, auf den sich der Freiherr berufen hatte.

In diesen Gedanken schlief ich endlich ein und verfiel, was mir selten geschah, in wirres Träumen. Ich hatte einen Brief zu suchen, stieg endlose Treppen auf und nieder, fuhr in bodenlose Schächte ein. Plötzlich befand ich mich im ehemaligen Arbeitszimmer des Freiherrn von Steinach; das heißt, ich wußte, daß ich da war, obwohl mich tiefe Finsterniß umgab.

Und nun kam es, wie eisiger Lusthauch, — nun stand es neben mir, gestaltlos, nebelhaft, unsagbar und doch ein Etwas, von dem weißliches Dämmerlicht ausging. Und nun bewegte sich's wieder, und sein Hauch, der mich durchschauerte und seine weißlichen Nebel, die mich umwallten, zogen mich langsam, langsam fort, und in dem Dämmerlicht, das davon ausging, tauchten nach und nach allerlei bekannte Gegenstände auf: Bücher-Regale, mit weißen Büsten geziert, ein Frauen-Bildniß in verschnörkeltem Goldrahmen, hochlehnige Sessel, selbst die verblaßten, gelbseidenen Fenster-Vorhänge und das Holzgetäfel der Wand konnte ich deutlich erkennen, während ich, machtlos widerstrebend, langsam, langsam fortgezogen wurde, an das Ende des tiefen Gemaches, neben das Sopha mit dem gelben Brocat-Überzuge. Und nun umfaßt es mich wie Wollenarme, die länger werden, immer länger, bis sie die Wand erreichen, und in mein Ohr klingen es, nicht gesprochen, nicht geflüstert, nur wie zischender Windhauch: „Suche hier!“ Dabei fällt das Wandgetäfel nieder, eine Mauernische, ganz mit Papieren angefüllt, wird sichtbar, ich stürze darauf zu, aber eine Flamme schlägt mir entgegen, und ich erwache, während noch einmal das zischende: „Suche hier!“ in mein Ohr klingen und ein Todessehner durch meine Glieder geht.

Es ist beschämend zu gestehen, aber ich kann es nicht leugnen, daß ich den unbeschreiblich unheimlichen Eindruck des Traumes nicht abzuschütteln vermochte. Noch im durchsonnten Wohnzimmer, am Frühstückstische, beim Begrüßen der Bekannten auf dem Kirchwege, selbst bei Gesang und Predigt war ich so sehr in meinem Banne, daß ich wieder und wieder das gespenstige „Suche hier!“ zu hören glaubte. Auch daß Martha, auf deren Kirchenbesuch ich gezählt hatte, nicht da war, störte mich in meiner Andacht. Sobald das Amen gesprochen war, stahl ich mich fort und eilte nach dem Schlosse. Wenn es mir nur gelang, die Geliebte zu sprechen.



Mein Wunsch wurde erfüllt; noch ehe ich antwortete, öffnete Martha, die zum Erschrecken blaß und übermäßig ausfah, die Stubenthür.

„Leise, leise!“ bat sie, als ich eintrat; „Großpapa, der eine böse Nacht gehabt hat, ist endlich eingeschlafen. Eben wollte ich Dir schreiben,“ fügte sie stockend hinzu; „ich wollte Dich bitten, vorläufig nicht mehr zu kommen.“

„Martha!“ schrie ich auf.

„Still!“ bat sie noch dringender als zuvor, indem sie sich horchend dem Schlafzimmer zuwendete. Als es dort ruhig blieb, fuhr sie fort:

„Wenn Du den Zustand des Kranken gesehen hättest, während er immer wieder von Richard Hollbach anfing, würdest Du mir recht geben, daß er vorläufig nicht an Dich erinnert werden darf. Der Mann, der sich ihm über fünfzig Jahre lang als Freund bewährt habe, lasse ihn jetzt im Stiche, klagte er, rang die Hände, weinte, fuhr dann wieder zornig auf und rief: wenn ihm Hollbach nicht beistehen wolle, müsse er selbst sorgen, daß die Wahrheit an's Licht komme, denn es handle sich um seine Ehre. Der Commerzienrath solle den Brief, den er ihm bisher verweigert habe, lesen, — ich müsse denselben hervorbringen.“

„Und Du hast gesucht?“ fragte ich ungestüm.

„Den ganzen Tag und die halbe Nacht, und habe nichts gefunden,“ gab sie traurig zur Antwort.

„Wir suchen noch einmal mit einander,“ sagte ich, aber sie versicherte, daß es nichts helfen werde; sie hätte jeden Brief, jede Rechnung, überhaupt jedes Blatt Papier entfaltet, das im Schreibtische enthalten sei. Die auffallende Handschrift meines Großvaters würde ihr nicht entgangen sein, — aber nicht eine Zeile von ihm wäre zu finden gewesen.“

Ich fragte, ob sich in dem großen alten Möbel nicht vielleicht Geheimfächer befänden?

„Darauf bin ich auch gekommen,“ antwortete Martha, „und ich wurde in dem Gedanken bestärkt, als mir Großpapa, nachdem er meinem vergeblichen Bemühen eine Weile zugehört hatte, ein Schlüsseln gab, das er seit seinem Unfalle nicht aus den Händen lassen wollte.“ „Damit mußt Du aufschließen, dann hast Du den Brief,“ sagte er; aber vergebens habe ich nach dem passenden Schlosse gesucht. Großpapa bekam seinen Brustkrampf vor Ungeduld . . . es war schrecklich!“ Sie schauderte.

„Laß mich noch einmal nachsehen,“ bat ich, um Martha dieser Erinnerung zu entreißen, und sie willfährte. Aber vergebens zog auch ich jede Schublade heraus; vergebens untersuchte ich die inneren und äußeren Holzwände: der Schreibtisch enthielt keinerlei Versteck. Auf meine Frage, ob wir nicht noch irgendwo anders suchen könnten, antwortete Martha, daß die übrigen, aus dem Einsturze geretteten Möbel keine Papiere enthalten hätten, und indem sie, meinen Arm mit beiden Händen umfassend, den Kopf an meine Schulter lehnte, fügte sie mit ersticker Stimme hinzu:

„Wir müssen uns darin ergeben, daß der Brief bei dem Einsturze zu Grunde gegangen ist.“

„Wer weiß!“ rief ich, — unwillkürlich, möchte ich sagen. Der Eindruck meines Traumes, der mich von Neuem mit voller Lebendigkeit packte, brachte mich dazu und ließ mich nicht los; ich mußte Martha von dem „Gesicht“ dieser Nacht erzählen, und während ich es that, durchfröstelte mich wieder der eisige Hauch, den ich im Traume gefühlt, und in meinen Ohren klang wieder das unheimliche: „Suche hier!“ das ich im Traume gehört hatte; — ich war nicht mehr ich selbst.

Ob auch Martha diese Empfindung hatte? Als ich den gesenkten Kopf zu ihr erhob, — wir saßen uns gegenüber am Sopha-Tische, — starrte sie mich mit so großen Augen, so gespannter Miene an, daß ich, sie und mich selbst von dem wachen Alpdruck zu befreien, hastig aufstand, indem ich ein Lachen zu erzwingen suchte.

Auch Martha stand auf.

„Lache nicht!“ sagte sie mit gepreßter Stimme: „das Versteck, von dem Du geträumt hast, war da . . . Wenn wir es finden könnten!“

„Ihr werdet es finden!“ rief die Försterin, die unbeachtet in's Zimmer gekommen war und nun herantrat. „Ganz gewiß werdet Ihr es finden — Wir sind in den Zwölf-Nächten, . . . was in dieser Zeit geträumt wird, ist immer eine Vorbedeutung, die im Laufe des Jahres in Erfüllung geht.“

„Liebe Martha, was ist's mit dem Versteck?“ fiel ich Tante Nielchen in die Rede. „Wo hast Du etwas Ähnliches gesehen?“

„Genau an der Stelle, von der Du geträumt hast,“ antwortete sie. „Das heißt in Großpapa's Studierzimmer. Ich erinnere mich, daß ich dort zwischen Sopha und Ofen eine Art Wandschrank gesehen habe, eine Mauernische, die hinter dem Holzgetäfel verborgen war.“

„Es ist doch merkwürdig, daß ich diesen Wandschrank nie gesehen habe,“ sagte die Försterin.

„Auch ich habe ihn als Kind höchstens zwei- oder

dreimal offen gesehen und hatte sein Dasein vergessen,“ antwortete Martha. „Erst Richard's Traum hat mich wieder daran erinnert; und nun kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß Großpapa dies Versteck als eine Art Geheim-Archiv benutzt hat, und daß auch der Brief, den wir suchen, dort verwahrt ist.“

Tante Nielchen schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Mein Herzenskind, das ist eine falsche Deutung!“ versicherte sie. „Herr Richard hat nicht von Briefschäften geträumt, sondern von Geld. Helles Feuer im Traume sehen, hat immer Geld zu bedeuten, . . . für uns wahrscheinlich das von der Feuer-Versicherung, um dessen Verlust ich mich die ganze Zeit gequält habe. Danach müßt Ihr suchen . . .“

„Du hast recht, wir müssen suchen!“ fiel ihr Martha in's Wort. „Nicht wahr, Richard, wir thun es, — thun es sogleich?“ fügte sie, zu mir gewendet, mit einem Eifer hinzu, dem nicht zu widerstehen war; ohne Zögern sagte ich Ja.

Im nächsten Augenblicke überkam mich zwar ein Gefühl der Beschämung, mich auf ein Unternehmen einzulassen zu wollen, das auf so abergläubischen Voraussetzungen beruhte. Aber Martha's hoffnungsvoll leuchtende Augen machten es unmöglich, die gegebene Zusage zurückzunehmen. Und ließ sich's denn leugnen, daß uns mein Traum auf die Spur eines vergessenen Versteckes geführt hatte, dessen Wiederfinden, — selbst wenn der gesuchte Brief nicht darin enthalten war, — von Wichtigkeit sein konnte? Und wurde ich nicht für die Väterlichkeit, die ich Martha zu Gefallen auf mich nahm, durch ihr dankbares: „wie gut Du bist,“ überreich belohnt? So machte ich denn keine Einwendungen, als sie sich für unsere kleine Expedition auszurüsten begann, während Tante Nielchen ein Beil, eine Hacke und mehrere Schlüssel zusammenholte.

Dabei erklärte mir die gute Frau, daß wir, statt mühselig über die Trümmerhaufen zu klettern, über die Steintreppe des Thurmes in den ersten Stock des eingestürzten Hauses gelangen könnten. Eine Verbindung mit der Ruine war vorhanden; was aus dem Einsturze zu retten war, hatte man auf diesem Wege herunter geschafft.

Begleitet von Tante Nielchen's Ermahnungen zur Vorsicht, brachen wir auf. Der Zugang zum Thurme war ziemlich frei; dagegen machte das Deffnen des Pförtchens einige Schwierigkeiten. Aber endlich gaben Schloß und Angeln nach, und während uns eine Krähenschar, die aus ihren Schlupfwinkeln aufgestört das Thurmdach umflatterte, ihren Unwillen krächzend kundgab, traten wir in einen öden, von moderiger Kellerluft erfüllten Raum. In dem Dämmerlichte, das durch kleine, vergitterte Fenster-Deffnungen hereinsiel, zeigte sich zur Rechten eine verschlossene Thüre, zur Linken die Wendeltreppe, deren ausgetretene Stufen wir vorsichtig hinaufstiegen, bis wir eine schmale Eisenthür zur Seite der Treppe erreicht hatten, die Martha für den Durchgang in das Vorderhaus hielt.

Sie hatte Recht. Nachdem auch diese Thür nicht ohne Mühe geöffnet war, kamen wir in ein leeres Thurmgemach mit einem zweiten, halb aus den Angeln gerissenen Pförtchen, und jenseits desselben lag die Trümmerstätte, der wir zustrebten.

Um den nöthigen Ueberblick zu gewinnen, sprang ich auf den nächsten der gewaltigen Schutthaufen, die vom Hofe bis in den ersten Stock hinaufreichten. Das Dach, die Frontmauer und die meisten inneren Wände des ehemaligen Hauptgebäudes waren verschwunden, lagen in Trümmern unter uns, während Ueberreste der Giebelmauer und ein großer Theil der vom Thurme gestützten Hinterwand stehen geblieben waren. Selbst die Eichholz-Tafelung des ehemaligen Studierzimmers war an dieser Wand zum Theil erhalten, und längs derselben zogen sich einige der Balken hin, die den Fußboden getragen hatten. Auch der Rest einer Innenwand stand hier noch und bildete eine Ecke, in der, halb bedeckt von hineingewehtem Schnee, Schutt und zersplittertes Holzwerk aufgehäuft waren.

Martha rief meinen Namen. An den Thürpfosten geklammert, hatte sie sich so weit vorgebeugt, daß sie die Wand übersehen konnte. „Richard, nach der Ecke dort müssen wir gehen!“ rief sie, glitt in demselben Augenblicke auf den zunächst der Mauer liegenden Balken nieder und eilte mit der ihr eigenen, sicheren Behendigkeit der bezeichneten Stelle zu.

Wir stockte der Athem. Wenn das morsche Holzwerk brach, wenn Martha stürzte, — aber sie kam glücklich an's Ziel, und in hastigen Sprüngen gelangte auch ich dahin. Zu meiner Beruhigung hatte ich gesehen, daß der Balken, auf dem sie stand, nach der Ecke zu an den hier aufgehäuften Trümmern eine feste Unterlage hatte; so konnte ich denn, ohne sie zu gefährden an ihre Seite treten.

„Wir sind zur Stelle!“ rief sie mir entgegen. „Sieh' nur, da liegen die bunten Kacheln des eingestürzten Ofens, . . . hinter diesen Trümmern muß der Wandschrank gewesen sein.“

Ein wüstes Durcheinander von Schutt, Ziegeln, Dachsparren und Bruchstücken der hölzernen Zimmerdecke thürmte sich an der Mauer empor; aber wir Bergleute wissen mit dergleichen fertig zu werden. Ich ließ Martha in sichere Entfernung treten und ging mit Hacke und Beil an's Werk. Bald wurde an der Mauer, die nach oben ihrer Bekleidung beraubt war, nach unten zu das erhaltene Holzgetäfel sichtbar, und nun legte sich eine Hand auf meine Schultern; Martha, deren Herantreten ich im Arbeitseifer nicht bemerkt hatte, flüsterte mit ersticker Stimme:

„Da ist's . . . das Mittelfeld ist der Verschluß des Schrankes,“ und während sie sprach, tauchte in meiner Erinnerung das Bild des Zimmers auf, wie ich es in Wirklichkeit gekannt hatte: rechts der große, bunte Kachelofen, links das Sopha mit dem darüber hängenden Frauenbilde, — dazwischen hatte auch ich im Traume der vergangenen Nacht die offene Wandnische gesehen; der Klang des Getäfels, als ich an dieser Stelle daranschlug, verrieth einen hohlen Raum. Wie mit Niesenkräften räumte ich vollends bei Seite, was uns im Wege war. Jetzt lag die Wandfläche, so weit es nöthig war, frei . . . Wußte Martha, wie der Schrank zu öffnen war? Leider nicht! Vielleicht mit Hilfe des Schlüsselhens, das sie vom Großpapa erhalten hatte.

Sie gab es mir, ein zierliches Ding, mit feinem silbernen Griffe, das nicht für ein Schrankschloß zu passen schien. Dennoch tastete ich, das Schlüsselloch suchend, sorgfältig an den Leisten des Mittelfeldes hin und fühlte plötzlich einen Knopf unter meinen Fingern.

Wie blaß meine Martha wurde, als ich es sagte; aber so gern ich sie schnell von der Pein der Erwartung erlöste hätte, jeder Versuch, den Knopf zu bewegen, blieb erfolglos. Die Feder, die ihm gehorcht hatte, mochte eingeroftet oder zerbrochen sein.

So blieb denn nichts übrig, als Gewalt zu gebrauchen. Mit wuchtigen Beihieben schlug ich auf den Knopf und schon beim dritten oder vierten Male wurde ein rasselndes Geräusch im Inneren der Mauer vernehmbar; das mittlere Quadrat des Wandgetäfels senkte sich, glitt, als ich es niederdrückte, vollständig herab und ließ eine Mauernische frei, die, — wie ich's im Traume gesehen hatte, — mit Altentischen gefüllt war.

Eben griff ich hinein, um den Inhalt näher zu untersuchen, als sich Martha vordrängte. „Da! da!“ rief sie und zog, einige der Papierbündel bei Seite schiebend, einen verschlossenen Ebenholzkasten mit Silberbeschlägen an's Tageslicht. Hierzu konnte das Schlüsseln gehören! Es paßte in's Schloß, — drehte sich, und als ich den Deckel hob, zeigte uns das oberste der darin liegenden Briefpakete die verschnörkelte Handschrift meines Großvaters.

Gleichzeitig aber drang unheilverkündendes Knistern und Knirschen an mein Ohr. Aufschauend riß ich Martha in die Arme und eilte mit ihr dem Thurmpförtchen zu, während hinter uns ein Krachen und Donnern losbrach, das vom Widerhall der Berge verdreifacht zurückgeworfen wurde, indeß unter uns die Erde zu bebem schien, Staubwolken die Luft verfinsterten, Gestein und Gebälk zusammenbrechender Mauern die alte Trümmerstätte mit neuen Trümmern bedeckte. Nur dem Thurme, der auch diesmal verkehrt blieb, hatten wir es zu danken, daß wir dem Einsturze glücklich entrannten.

Wie es geschah, weiß ich nicht zu sagen. Das Erste, auf das ich mich besann, ist Tante Nielchen's Jubeln und Jammern, und dann saß ich im Verwalter-Hause am Fenster und sah die Briefe meines Großvaters durch, indeß Martha und die Försterin im Nebenzimmer um den Freiherrn beschäftigt waren. Ich hörte, wie er ihnen klagte, daß er wieder einmal vom Einsturze des Schlosses geträumt habe, nur viel deutlicher als sonst, und wie ihn Martha zu beruhigen suchte. Dabei überflog ich, — noch immer halb betäubt von dem eben Erlebten, — die Briefanfänge des Jahres, in dem, meiner Berechnung nach, die Rückzahlung an meinen Großvater erfolgt sein mußte, und plötzlich schlug mir das Herz bis in den Hals; der Beleg für die Aussagen des Freiherrn war in meinen Händen.

Unter dem Datum des 22. October 1884 hat mein Großvater den Freiherrn, ihm in der qualvollsten Sorge seines Lebens zu Hülfe zu kommen, das heißt, wenn irgend möglich, von dem kürzlich erhaltenen Gelde der Feuerversicherung das Darlehn meines Großvaters zurückzahlen. Es handelte sich darum, noch vor Monatschluß einen Wechsel einzulösen, der laut Unterschrift von dem Professor Dr. Richard Hollbach acceptirt sei, obwohl er bis vor wenigen Stunden von dem Vorhandensein des unseligen Schriftstückes und der dadurch contrahirten Schuld von nahezu zehntausend Mark nichts gewußt habe. Erst heute wäre der Unglückliche, der sich in halbem Rausche dieser Unterschrift-Fälschung schuldig gemacht, in Verzweiflung gekommen, ihn von der bevorstehenden Präsentation des Wechsels zu benachrichtigen. Wenn er nicht Rath schaffen könne, fuhr mein armer Großvater in zitternden Schriftzügen fort, wäre der aus



Leichtsinn zum Verbrecher gewordene junge Mann, — sein Name wurde in dem ganzen Briefe nicht genannt, — fest entschlossen, seinem Leben ein Ende zu machen. Als ob damit die Schmach verwischt werden könne, die er über sich und die Seinen gebracht habe. Sollte der Freiherr nicht im Stande sein, die Bitte des Freundes zu erfüllen, so werde dieser von seinem ältesten Sohne Hilfe verlangen und, — in diesem Falle auch sicherlich erhalten. Aber für den Rest seines Lebens ohne Widerspruch anhören zu müssen, wie der Makellose den Schuldigen verurtheile, wäre bitterer als der Tod. Darum hätte er sich an den Freund gewendet.

Und dann kam ein Brief vom 26. desselben Monats, in welchem mein Großvater dem Freiherrn tiefbewegt für die Uebersendung einer Geldsumme dankte, die den Betrag seiner Schuld um beinahe zehntausend Mark überstieg. Damit, fügte mein Großvater hinzu, wären einem herzlich Vereuenden die Mittel gegeben, in der neuen Welt ein neues Leben zu beginnen, während er selbst seinem treuen Kameraden Alles zu danken haben werde, was ihm noch an Glück und Frieden zu Theil werden könne.

Innig gerührt habe ich auch Steinach's Vorsicht, das Geld nicht in Falkentode, sondern in dem fernen Clausthal auf die Post zu geben, sodas eine zufällige Entdeckung von Seiten meines Vaters nicht zu fürchten sei.

Mit diesen Briefen war Alles erklärt, Alles bewiesen, jedes Hinderniß hinweggeräumt, das meinen Herzenswünschen im Wege stand, und somit ist die seltsame Geschichte meines Zwölf-Nächte-Traumes zu Ende.

Oder soll ich noch erzählen, daß plötzlich eine Schar hülsbereiter Dorfbewohner in den Hof drang, daß ich in ihrer Mitte meinen Vater erblickte, der mich, — als ich ihm unverlezt entgegentrat, — mit einer Bewegung in die Arme schloß, die mir zum ersten Male verrieth, wie viel Wärme unter seinem kalten Aeußeren verborgen lag, — daß ich ihm mittheilte, welche Entdeckung Martha und ich im Augenblicke des neuen Einsturzes gemacht hatten, daß er, sobald wir meiner Mutter eine beruhigende Botschaft geschickt hatten, mit mir in's Haus ging, die Briefe zu lesen, und dann sofort verlangte, sein Unrecht gut zu machen.

Nie war er mir achtunggebietender erschienen, als während er, um Verzeihung bittend, den starren Nacken und den starren Sinn vor dem halbblindigen Greise beugte, und der Freiherr, mit einem Abglanz seiner früheren vornehmen Weise, zur Antwort gab: „Schon gut, junger Mann! Sie werden sich künftighin vor solchen vorschnellen Urtheilen hüten.“

Dann streckte der Kranke mir die zitternde Hand mit der Versicherung zu: er hätte gewußt, daß sein lieber alter Richard ihn nicht im Stiche lassen werde.

Den jungen Richard sah er zum ersten Male in mir, als ich mit Martha um seinen Segen bat.

Mein Vater hatte sie gefragt, ob auch sie vergeben, und sich entschließen wolle, seine Tochter zu sein, und sie hatte ihm stumm die Hand gereicht, die er, als ich herantrat, in die meine legte.

Das war unsere Verlobung, und wenige Monate später habe ich mein Weib in das freundliche Haus am oberen Thalende geführt, das mir als Amtswohnung überwiesen ist. Auch Großpapa Steinach hat darin behagliche Untertunft gefunden und freut sich, — versöhnt mit Allem, was Hollbach heißt, — in seiner traumhaft unklaren Weise an unserem Glücke. Zwischen Ober- und Unterhütte herrscht reger Verkehr; mein Vater und ich verstehen uns jetzt besser als früher, und seit ihm Martha den ersten Enkel geschenkt hat, ist sie ihm eine zärtlich geliebte Tochter geworden.

Kurz, so sehr sich meines Verstandes Hochmuth dagegen auflehnt, ich kann es nicht leugnen, daß ich, — wenn auch nicht mein höchstes Glück, denn Martha's Besitz hätte ich mir trotz aller Hindernisse erkämpft, — aber die schöne, friedliche Gestaltung aller übrigen Familien-Verhältnisse meinem Zwölf-Nächte-Traum zu verdanken habe.

Anfangs hatte ich den lebhaften Wunsch, daß dieser Traum nicht in weiteren Kreisen bekannt werden möge, aber Tante Nielchen, — die selbstverständlich als Großpapa Steinach's Pflegerin in unserem Hause lebt, ist der Ansicht, daß es in Tagen des Unglaubens, wie wir sie jetzt erleiden, heilige Pflicht sei, so oft sich nur irgend Gelegenheit bietet, der Wahrheit die Ehre zu geben. Sie hat sich denn auch der Uebung dieser Pflicht mit solchem Eifer gewidmet, daß „Director Hollbach's Zwölf-Nächte-Gesicht“ zu einem wahren Rattenkönig von Spulgeschichten geworden ist, dem diese wahrheitsgetreue Darstellung den Garaus zu machen hofft.

Tante Nielchen ist übrigens durchaus nicht befriedigt von dem Ergebnis meines Traumes. Wahrscheinlich hat mein Unglauben den Verlust des Geldes verschuldet, das der Flamme zugeht, die ich gesehen habe, unbedingt in Schranke verborgen war. Von Jahr zu Jahr hofft sie, daß die Zwölf-Nächte-Geister sich des verschütteten Schatzes erbarmen, das heißt einem Würdigeren

als mir offenbaren werden, an welcher Stelle danach zu suchen ist.

Was meine Martha betrifft, mit der ich sonst in allen Dingen übereinstimme, so habe ich es aufgegeben, sie zu meiner Ansicht über unser Erlebnis zu befehlen. Als ich, — es war noch während unserer Brautzeit, — den Versuch dazu machte, sah sie mit ihrem strahlenden Blick zu mir auf und sagte in einem Tone, der mir das Herz bewegte:

„Laß es gut sein, lieber Richard! Du glaubst an den Zufall, Tante Nielchen an den Zwölf-Nächte-Zauber, ich an Gottes Barmherzigkeit, der mein Gebet erhört hat.“



Otto Roggen

Nachdruck verboten.

## Retouche.

Eine Geschichte in der Luft  
von Gabriele von Pieres und Willan.

Berlin ist eine große Stadt. Ich halte mich dessen überführt, da ich soeben vom Moritzplatz in meine Wohnung in Nordwesten zurückkehrte. Ich bin davon überzeugt, wenn ich die mageren Beine der Droschkenpferde betrachte, und wenn ich bedenke, daß mich drei Häuser von hier Niemand mehr kennt. Ich sehe einen neuen Beweis dafür in der kleinen Geschichte, die mir Grato just in's Ohr flüstert, und die sich zugetragen haben soll in dem großen Babel an der Spree, irgendwo zwischen den Millionen Mauern und Fenstern, — oder vielleicht auch in den goldenen Stäubchen, welche die Sonne zwischen die alten Familienbilder und den modernen Decorationsmohn in die Luft über meinen Schreibtisch malt.

Man wie a Pfäumen, gutmüthig wie ein Vär, ein wenig phlegmatisch, wohlhabend und sehr blond, ist Lieutenant Huber Fiml von Nachtigallenschlag von der bayerischen Infanterie für das Winterhalbjahr zur Turnschule nach Berlin kommandirt. Er hat in der Wilowstraße vor dem Potsdamer Thor zwei möblierte Parterrezimmer inne, und sein Vursche, der Seppel, daneben einen Alkoven, der zwar kein Fenster hat, dafür aber die schönste Vorrichtung für kalte und warme Bannenbäder.

Zu selben Gebäude wie diese Wohnung, — ein großes Gebäude mit einem verschwenderisch weitausläufigen, mit Marmor säulen, Oberlicht und Cocossäulern ausgestatteten Treppenhause, — befindet sich im vierten Stock das Atelier des Photographen Egelmann. Und täglich, wenn Huber, um ein Uhr von der Turnschule zurückgekommen, sich umgezogen hat und breitschultrig im Fenster liegt, sieht er um zwei Uhr die Hausthüre sich öffnen und die Retoucheuren des Photographen zur Mittagspause von dannen ziehen, um dann von drei Uhr ab wieder bis Abends um sechs im Atelier zu arbeiten.

Sie sind Alle jung, die fünf Mädchen, und fast Alle sind sie häßlich. Aber am besten gefällt Huber doch die kleine Schwarze! Sie hat ein Figürchen, das man schlechthin bewundern muß, und ein zartes Kindergezicht mit einem halb ernsten, halb trotzigem Zug zwischen den Brauen. Das dunkle Haar trägt sie tief im Nacken geknotet, und sie hält sich immer ein wenig abseits von den Anderen.

Ein paar Mal macht es sich, daß Huber ihren Weg kreuzt. Doch ernsthaft, wie der Pfarrer auf der Kanzel, blickt sie den Lieutenant an und geht unbeirrt weiter, um im Gehwühl der Potsdamerstraße zu verschwinden.

Der Huber beobachtete sie nun nur noch hinter der Gardine, und auch von dort aus findet er, daß sie was Liebes im Gesicht hat.

Eines Abends ist er im Opernhause, wo Gudehus im „Vohengrin“ gastirt. Da fällt dem Offizier Jemand auf, welcher der kleinen Retoucheuse sprechend ähnlich sieht. Ein junges Mädchen im ersten Rang, mit einer hochgehürnten Krone über dem neckischen, lebendigen Gesichtchen, in einer feidenen Bluse, plaudert mit einer neben ihr sitzenden, vornehm aussehenden älteren Dame.

Huber starrt hinüber. Wer ist die Kleine? „Eine Baroneß Leist von Rodensfels!“ weiß der Kamerad

an seiner Seite. „Charmantes Mädchen! Ich war gestern in einem ästhetischen Becco mit ihr zusammen.“

Rodensfels?! Baroneß? Es giebt merkwürdige Nebenlichkeiten in der Welt.

So merkwürdige, daß Huber sich gar nicht darüber beruhigen kann. Am folgenden Tage steigt er die vier Treppen empor und läßt sich bei Egelmann photographiren, da sein letztes Bild von Scharwächter schon volle drei Wochen alt ist. Der Lieutenant äußert eine Menge Wünsche in Bezug auf die Ausführung seines Portraits, seine männlichen Züge scheinen zur Nachbildung ein besonders feines Verständniß zu verlangen, vorzüglich was die Retouche anbelangt.

Fast ungeduldig sagt der Photograph: „Dann sprechen Sie vielleicht, bitte, selbst mit der Retoucheuse! Ich will Ihnen auch die beste rufen.“ Und in den Nebenraum gewendet: „Fräulein Leist!“

Der Bauer horcht auf, er lächelt erwartungsvoll —

Nichtig! sie —  
Hinter dem verschlossenen blauen Thürvorhang kommt sie hervor. Ganz Aechenbrödel, ernst und bescheiden, empfängt sie Huber's Wünsche, um so schnell als möglich wieder zu verschwinden. Aber doch nicht reich genug, daß er nicht bemerkt hätte, wie sie dasselbe kleine braune Mal am Kinn hat, welches ihm gestern an Fräulein von Rodensfels reizvoll aufgefallen ist.

Die Sache geht ihm im Kopf herum, er grübelt darüber, endlich vergißt er sie.

Nach Weihnachten wird die Eisbahn auf dem Neuen See eröffnet. Huber ist ein guter Läufer, er fehlt keinen Tag auf dem Eise. Er amüßert sich über das bunte Treiben umher, er beobachtet mit Kennerblicken die Achten und Bogen der Kunstläufer, er sieht interessante Gestalten der Berliner Gesellschaft, den weißbärtigen Charakterkopf eines berühmten Bildhauers, das schöne Fräulein v. K., das Herkometers Bildniß der Miß Grant wie aus den Augen geschritten ist, und viele andere.

Eines Sonntags erblickt er hier Fräulein von Rodensfels. Sie trägt diesmal ein knapps Tuchkleid, ihre Wangen sind frisch geröthet, auf ihr Haar ist eine Knabenmütze von blauem Plüsch gedrückt. Ich sehe sie, wie sie dahinschwebt, eine kleine Mäntlerin auf den Schlittschuhen. Sie läuft viel mit Offizieren; das große, stets spöttische Fräulein von Ed begrüßt sie als Cousine.

Huber setzt es durch, ihr vorgestellt zu werden, er läuft mit ihr. Der Schmetterling ist jetzt wieder verwandelt; lächelnd ruhig, eine vornehme junge Dame, blickt das Mädchen den Baiern an. Unmöglich.

Fräulein von Ed spricht mit Huber von ihr. „Ihre Mutter ist die Witwe eines Hauptmannes von Rodensfels. Sie verkehren in einem netten kleinen Bekanntenkreise, und obwohl sie nur eine kleine Wohnung im vierten Stock haben, ist es reizend behaglich bei ihnen. Und diese Photographien, die dort überall umherstehen! Kate schafft sie alle an: sie muß eine besondere Passion dafür haben. — Aber wenn man sie besuchen will, ist sie nie zu Hause! — Und sie zeichnet sehr häßlich.“

Als Huber zum zweiten Male an diesem Tage mit Fräulein von Rodensfels läuft, kann er es nicht unterlassen, vorsichtig zu tasten.

„Ich habe Sie schon öfter gesehen, Baroneße.“

„Ich Sie nicht.“

„Neulich im Opernhause.“

„Ach?“

„Und noch vielmals.“

„Ich habe Sie noch nie gesehen bis heute.“ Sie sieht ihm

fühl gerade in's Auge, ohne zu erröthen.

Huber wird unruhig und fählt sich unglücklich. Tag und Nacht schwebt ihm das Gesichtchen des Fräuleins von Rodensfels vor, und wenn die Retoucheuren aus dem Geschäft kommen, greift er sich an den Kopf und beginnt an seiner eigenen Verstandesklarheit zu zweifeln. Sonntags läuft er Schlittschuh mit der Baroneß. Sie kommt an anderen Tagen nicht: sie ist zu fleißig. Wieso fleißig? Oh, mit Handarbeiten und Zeichnen.

Der Bauer wird des jetzigen Zustandes endlich so überdrüssig, daß er kurz entschlossen am ersten Februar die Wohnung wechselt. Nun braucht er wenigstens die Retoucheuren nicht mehr zu sehen! Aber seine Ruhe ist trotzdem hin.

Der Winter meint es diesmal gut mit der Jugend, es ist immer noch Eisbahn. Huber ist jeden Sonntag auf dem Neuen See mit Kate zusammen; einmal trifft er sie bei Eds in Gesellschaft, zweimal erfährt er, daß sie in's Theater geht und spricht sie dort. Sie vertragen sich gut, die Beiden. Ihre Arien erklären sich, wenn sie einander erpähen; wenn sie bei einander sind, wissen sie nichts von der übrigen Welt. Sie können sich gegenseitig ihrer Freundschaft unausgesprochen sicher sein; Huber ist glücklich, heiter wie nie zuvor in seinem Leben. Aber eins quält ihn, vorzüglich, wenn er verstoßen das Mal betrachtet, das unweit von Kate's Lippen auf der weißen Haut steht: Etwas ist unklar zwischen ihm und ihr, verworren, häßlich.

Einst hält er es nicht mehr aus.

„In dem Hause, wo ich früher wohnte, sah ich zuweilen eine junge Dame, die Ihnen sehr ähnlich war.“

„Man sagt mir öfter, daß ich Anderen ähnlich bin.“

„Sie sah sehr nett aus; sie sah aus, als wenn sie nie täuschen würde.“

„Es wird einem manchmal bitter schwer zu lügen.“

Er schweigt. Dann kurz halblaut:

„Ist es denn wahr?“

„Ich kann Ihnen doch nicht sagen, was ich selbst meiner besten Freundin verschweige,“ spricht Kate mit bebender Stimme. Das ist ein Geständniß, und Fräulein von Rodensfels weiß recht wohl, daß es incorrect von ihr ist, es zu geben. Aber wenn man nun Jemanden gern hat —!

Er grübelte ernsthaft nach, während er ausruhend, unweit der Rusel steht. Er begriff. Eine Retoucheuse bekommt hundertzwanzig Mark monatliches Gehalt, sagen „die kleinen Anzeigen“ des „Berliner Lokalanzeigers“. Lieber Himmel! Gestern hat Huber hundertfünfzig für einen Schaufelstahl ausgegeben! Er versteht Kate, er findet es weislich, daß sie ihr Geheimniß wahr.

Dem das ist ja so wunderbar und unbegreiflich weiß eingedrückt in der modernen Welt und gewissen Kreisen derselben, daß man wohl Geld ausgeben, und erst recht welches haben, aber heileibe keins verdienen darf. Das Letztere aber am allerwenigsten aus eigener Kraft!

Er bewundert die Willenskraft ihres Handelns. Aber dennoch... Sie hat ihn neulich also doch belogen! Heißiger Gott, wenn er sich vorstellt, daß sie seine Frau wäre und ihn dann ebenso mit ruhigem Witz täuschte! Sie hat Recht: noch sind sie nicht verlobt, sie kann ihm nicht sagen, was sie allen Anderen verschweigt. Ach — aber wenn sie doch wenigstens reth geworden wäre, als sie ihn belog!





Mondaufgang im Schwarzwald. Von Carl Ludwig Lehmann. — Siehe Seite 71.



Es ist ihm, als lähe er einen Flecken auf Katens lieblichem Bilde, und, wahrhaftig, er liebt sie so eifersüchtig, daß er sie lieber gar nicht mehr erblicken möchte, als mit einem kleinen Flecken!

Er geht nach Hause. Aber am nächsten Sonntag ist er doch wieder auf dem Neuen See, und das mit einem großen Entschluß im Herzen. Sei es, wie es sei: er kann Kate halt nicht lassen!

Doch heute ist sie es, die nirgends zu sehen ist. Sollte sie krank sein?

„Nein,“ sagt Fräulein von Ed, „ich sah sie heut früh in der Kirche.“

Über wartet ohne anzuschauen, drügend wie ein Gewitter, vergeblich drei Stunden lang; dann geht er heim, wirft sich auf einen Stuhl und starrt vor sich hin, wie vor den Kopf geschlagen.

Sie kommt nicht mehr; sein stummes Fortgehen neulich hat sie verschleht, und der erste März ist vor der Thür, an dem des Lieutenant's Kommando abläuft!

Nun tritt auch noch Thauwetter ein!

Es ist ein regendurchpeitschter Abend, heut, am siebenundzwanzigsten Februar.

Kate kehrt aus dem Atelier zurück. Sie ist blaß und sieht schwermüthig aus. Auf dem Flur kommt ihr die Mama entgegen.

„Geh' in das Wohnzimmer, da ist etwas für Dich!“

Wie Kate in das Gemach tritt, erhebt sich aus einem der Sessel eine Gestalt in Uniform. Der Vater!

„Kate, wollen Sie mich heirathen?“

Sie sieht ihn starr an, dann bricht sie in Thränen aus. Sie können mich nicht haben wollen, ich habe Sie belogen.

Oh und das Andere alles! Doch Sie wissen nicht, wie Mama und ich uns eingeschränkt haben, ehe ich verdiente. Und die mitleidigen Blicke unserer Bekannten, dies Sichzurückziehen von uns! Jetzt ist Alles anders. Wir haben hübsche Kleider, wir können Abends ausgehen. Herr Gehlmann kennt mich nur als Fräulein Leise, und die Anderen zerbrechen sich nicht viel den Kopf, wie wir so leben können. Jetzt sind Alle freundlich zu uns. Ich hab' unser Schicksal retouchirt! Sie lächelte traurig, und dann schluchzt sie wieder, und Huber muß sie bernhigen, obwohl er immer noch einen Stachel im Herzen hat, trotz alledem.

„Sie haben mir gesagt, daß Sie zeichnen. Sie haben nicht gelogen, Sie haben Thatsachen nur retouchirt.“

„Das ist noch feiger. O, bitte, gehen Sie! Sie können mich nicht so hoch halten, wie Sie gern wollen. Lieben Sie eine Andere! Die Allerbeste sollen Sie haben, denn an Ihnen — an Ihnen sehe ich keinen Fehler.“

Da schaut er sie ernst an, und dann verkärt sich sein Gesicht. Er erinnert sich, daß auch er, wie wir Alle, in tausend Stunden seines Lebens nichts weniger als ein Ideal gewesen ist. Dieses junge Mädchen erblickt in ihm den Helden. Es rührt und bestämt ihn. Der Fleck an Kate ist plötzlich fort.

„Wenn dem so ist, Kate, dann ist es nur, weil in Ihrer Vorstellung von mir etwas Heiliges wirkt: die Retouche der Liebe. Ihr wollen wir vertrauen! Ja?“

„Ja, ihr!“

Rothdruck verboten.

### All Heil!

#### Das Radfahren vom Standpunkt der Familie.

Alles, was Sie wollen, meine liebe Gnädige. Alles sollen Sie wissen, was Sie zu wissen begehren. Alles, — soweit ich selbst Auskunft zu geben vermag. Der Radfahrersport macht Ihnen Sorge. Ob und was denn eigentlich an der Sache sei. Was den Herrn Sohn betreffe, da würden freilich schon alle Rathschläge zu spät kommen; der habe sich's durchaus nicht nehmen lassen, den Gehalt seiner Sparbüchse zum Anlauf eines Fahrrad's zu verwenden; mit dem sei überhaupt nicht mehr zu reden. Aber das sei noch nicht Alles, und es erheben sich noch andere mächtige, gewitterschwangere Wolken am Horizont Ihres Familienlebens. Der Junge habe auch dem Fräulein Tochter etwas in's Ohr geflüstert, — ich habe es nicht genau lesen können, — also irgend etwas in's Ohr geflüstert, und Sie seien nicht ganz sicher, daß, — man sollte es nicht glauben! — das Mädel auch noch sich capriciren werde, die Dummheit mitzumachen. Ja, nicht einmal genug an dem, wären Sie, nach einigen Bemerkungen Ihres gestrengen Herrn Gemahls zu urtheilen, noch keineswegs vollkommen überzeugt, ob nicht auch ihm noch die verrückte Idee kommen werde, sich ebenfalls ein Rad anzuschaffen. Ausgemacht und sicher sei überhaupt nur noch das Eine, daß Sie selbst, wenigstens in diesem Leben, sich nicht auf so eine windige Maschine setzen werden.

Leider bin ich nicht in der Lage, Ihre Frage, ob nun die ganze Welt toll geworden sei, erschöpfend zu beantworten, aber ich glaube nicht zu irren mit der Annahme, daß Ihre Sorgen von vielen Müttern im Deutschen Reich getheilt werden, und darum dürfte es wohl angemessen sein, zu untersuchen, „ob und was denn eigentlich an der Sache sei,“ und ob man dem Herrn Sohn, und schlimmsten Falls auch seiner schönen Schwester den Willen lassen darf. Um den gestrengen Herrn Gemahl und Papa kümmern wir uns nicht; der ist, wie wir Grund haben anzunehmen, majorenn; der darf thun, was er will, und dem werden wir schwerlich imponiren.

Ich erlaube mir, Ihnen die Schande anzuthun und vorauszusetzen, daß Sie gar nichts von der Sache verstehen; so entbehrend ein solcher Verdacht auch sein mag, so dürfte er doch ein begründeter sein. Ich hätte also das vollste Recht, mich einer echt deutschen Gründlichkeit zu befleißigen, allein da ich den Wunsch hege, daß Sie das, was ich Ihnen da schreiben, lesen und auch wohl beherzigen möchten, so verzichte ich großmüthig auf die Ausübung dieses meines guten Rechtes.

Die Geschichte des Fahrrad's von den ersten Versuchen des Freiherrn von Drais, — dämmert in Ihnen eine Ahnung auf von dem Stammbaum der „Draisine“? — und all die in Frankreich, England, Amerika und Deutschland stufenweise erreichten Verbesserungen haben freilich für Sie in dem Momente kein Interesse, wo Sie fragen, ob Ihr Junge sich nicht beim Radfahren den Arm brechen könne. Gewiß kann er das.

Ja, also! erwidern Sie abschließend.

Verzeihung, die Sache ist noch nicht abgeschlossen.

Wenn Ihr Junge, — nein, das Beispiel ist zu schrecklich gewählt und wird Sie zu sehr aufregen, — wenn ich auf's Eis gehe, kann ich mir den Fuß brechen; wenn ich einen Berg be-

steige, kann ich abstürzen; wenn ich turne, kann ich mir den Krugen brechen; wenn ich tanze, kann ich mir eine Lungenentzündung holen; wenn ich mich auf ein Pferd setze, kann ich, — es ist gar nicht abzusehen, was ich da Alles kann! Wenn ich ein Schwengel bin, dann brauche ich überhaupt gar nichts zu thun, um mir die Nase zu brechen oder mir von einem Ziegelstein den Kopf einschlagen zu lassen. Lassen Sie also ruhig Ihren Jungen auf seinem Rade reiten; das Radfahren ist nicht gefährlicher, als irgend eine andere Bethätigung von Leibesübungen.

Ich habe die Frage der Gefährlichkeit vorweg in Betracht gezogen, weil sie für Sie die wichtigste ist, und wohl nicht nur für Sie, sondern auch überhaupt und im Allgemeinen. Denn man thut Unrecht, die Radfahrerei in erster Linie als einen Sport zu betrachten; damit wäre ihr Gebiet zu eng umgrenzt und ihre Bedeutung nur für ganz exclusive Kreise anerkannt. Nein, — das Fahrrad ist ein Verkehrsmittel und ein, — fast hätte ich gesagt Genußmittel, — sagen wir also: das Mittel eines schönen und gesunden Vergnügens. So gelangen wir unversehens dazu, die Sache von einer anderen Seite anzusehen.

Freilich, es ist ja auch sehr gesund, zu Fuß zu gehen, aber erstlich einmal ist die Sache, wenn man nicht schon draußen ist in Gottes schöner, freier Natur, nicht sehr unterhaltend, und dann auch unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht sehr lohnend, und endlich, wenn eine ordentliche Wirkung erzielt werden soll, auch zu zeitraubend. Wie viele Zeit braucht es, bis ein junger Mann zu Fuße erst aus dem Weichbilde einer großen Stadt hinauskommt! Er kann ja allerdings auch Eisenbahn, Tramway oder Draisine benutzen, aber auch das ist unbillig und gewiß nicht so unterhaltend, wie eine Fahrt auf dem Rade. Auch ist es eine Frage, ob das Taschengeld eine solche tägliche Belastung verträgt.

Ein leidlich geübter Radfahrer wird in einer Stunde fünfzehn Kilometer, also an zwei deutsche Meilen, hinter sich bringen; rechnet man also eine halbstündige Paß und eine Stunde für die Rückfahrt, so ergibt sich, daß in zweieinhalb Stunden die schönste Landpartie zu erledigen ist. Das ist schon immerhin etwas für Leute, die nicht viel Zeit haben.

Gelernt ist das Radfahren sehr leicht und bald. Wer Geschick zu der Sache hat, wird die Geschichte beim ersten Versuch los haben; Jeder aber wird es können, wenn er unter sachkundiger Leitung acht bis zehn Tage lang täglich eine halbe Stunde übt. Schwere, als das Fahren selbst, ist das Auf- und Absteigen; das erfordert, wenn man schon fahren kann, noch eine weitere Übungszeit von etwa vierzehn Tagen. Es giebt für den Unterricht verschiedene Methoden; oft wird damit begonnen, dem Reuling erst das Aufsteigen beizubringen und dann erst mit dem Unterricht im Fahren selbst zu beginnen. Das erscheint im ersten Moment ganz planlos, ich möchte aber doch der anderen Methode, die vom Leichteren zum Schwierigeren übergeht, den Vorzug geben.

Von den Rädern selbst brauche ich Ihnen nur wenig zu erzählen. Sie wissen, daß es hohe und niedrige (Sicherheits-) Zweiräder giebt. Sind Sie besonders ängstlich, so bestimmen Sie Ihren Jungen, daß er auf einem niedrigen Zweirade (Sicherheits-Zweirad, Safety oder Rover) fahre, obidun man jungen Leuten unbedenklich das hohe Rad überlassen kann, das ohne Zweifel dem Jugendmuth besser entspricht; Fahrer gefestigter Alters thun entschieden besser, sich zum Rover zu bekennen. Man fährt auf dem hohen Rade vielleicht noch etwas leichter und sicherer, als auf dem Rover, so lange die Fahrt eben ruhig vor sich geht; wenn aber ein Zwischenfall eintritt und die Situation plötzlich kritisch wird, dann ist der Mann auf dem Rover als derjenige, der der Mutter Erde von Haus aus näher ist, entschieden besser daran.

Doch Kopfstütze vom hohen Rad ziemlich häufig, und daß selbst geübte Fahrer vor denselben nicht gefeit sind, muß allerdings ohne Weiteres zugegeben werden, aber auch hier ist die Sache nicht so schlimm, wie das Wort „Kopfsturz“ ist ein terminus technicus, und er will nicht das betagen, daß der Radfahrer es ist, der auf den Kopf fällt, sondern daß bei einem etwaigen Sturze die Reife über den Kopf der Maschine hinweggeht. Es hat also nicht viel zu bedeuten, wenn ein Dicksicht einmal oder mehrmals niedergeht.

Wirklich ernsthafte Verletzungen kommen beim harmlosen Tourenfahren sehr selten vor; die weitaus meisten derartigen mir bekannt gewordenen Fälle haben sich beim rennportlichen Betrieb, beim Trainiren oder während der Rennen selbst ergeben. Die besonders unglücklichen Fälle haben da in der Regel einen Bruch des Unterarmes oder des Schlüsselbeines zur Folge.

Bei alledem möchten wir doch nicht das Wort gegen den Sport erheben; auch er hat sein Gutes, was gern anerkannt sei, wenn es uns auch, da es uns zu weit führen würde, nicht möglich ist, hier auf die rein sportliche Seite der Sache einzugehen. Die Racemen unter den Radfahrern sind ja doch zu den allerdings schon ziemlich zahlreichen Ausnahmen zu rechnen. Ein Rennfahrer hat so exceptionelle Bedingungen und Ansprüche zu entsprechen, daß eine eingehende Rücksichtnahme auf ihn sich kaum in den Rahmen unserer allgemeinen Erörterungen fügen läßt.

Die überwiegende Mehrheit der Radfahrer hat mehr die Pflege einer Liebhaberei, die Unterhaltung, die gesunde körperliche Bewegung im Auge, als die Erzielung einer besseren Zeit für eine bestimmte Strecke, Record, oder eines Ehrenzeichens, aber schließlich stellt sich bei jedem Radfahrer mit der Freude über die durch eigene Kraft überwundene Schwierigkeit auch ein gewisser Ehrgeiz ein. Die Strapazen des ersten Ausfluges sind ganz colossale. Nach fünf, höchstens zehn Kilometern ist der Anfänger, insbesondere wenn die Straßen nicht im besten Zustande waren, so erschöpft und vollkommen fertig, als hätte er einen zehnstündigen Marsch im Gebirge oder sonst eine schwere körperliche Arbeit hinter sich. Mit jeder weiteren Ausfahrt vermindern sich aber die Schwierigkeiten, und nach wenigen Wochen ist er ganz gut im Stande, seine hundert Kilometer zu treten. Nach wenigen Wochen wird er aber auch schon eine sehr erhebliche Innahme seiner Veimmskulatur zu constatiren haben, sein „Stehvermögen“ wird außerordentlich gesteigert, seine Lunge in einer Weise gestärkt sein, daß sie nunmehr mit Leichtigkeit wird Anforderungen genügen können, an welche früher gar nicht zu denken war. Er wird auch jetzt noch am Ende seiner Partie rechtlichen müde sein, aber diese gesunde Ermüdung ist himmelweit verschieden von der Erschöpfung des Anfangs. Der Humor bleibt ein guter; er wird müde sein wie ein Hund, essen, wie ein Wolf und schlafen, wie ein Gott.

Auch Knaben und nicht ganz entwickelte Jünglinge können eine Tagespartie von hundert Kilometern leicht, und ohne ihre Gesundheit zu gefährden bewältigen; zu mehr sollen sie sich

aber durch die Lust an der Reife nicht verleiten lassen, oder doch nur ausnahmsweise. Hundert Kilometer, — das will doch schon etwas betagen. Das ist schon mehr, als selbst einem sehr gutem Pferde zutrauen ist; die Leistungsfähigkeit eines guten Radfahrers ist damit freilich noch lange, lange nicht an ihrer Grenze angelangt.

Auch in der Schnelligkeit thut es der Radfahrer dem Pferde zuvor. Das englische Vollblut läuft freilich schneller auf kurze Distanzen, ebenso die amerikanischen Traber erster Classe und einige wenige Hecoen des russischen Traberturkes, aber dann sind wir auch schon fertig. Noch giebt es aber keinen in Deutschland oder in Oesterreich gezogenen Traber, der die englische Reife in einer besseren Zeit hinter sich bringen könnte, als ein deutscher Radfahrer von Classe. Nur die Italiener haben in Conte Rosso und in Armida zwei inländisch gezogene Pferde, die den Russen den Rang ablaufen, es fast den Amerikanern gleich thun, und die also auch den Radfahrer auf kurze Strecken schlagen würden.

Einer Thatsache wollen wir noch Erwähnung thun, auf welche die gesammte deutsche Radfahrerwelt mit Recht viel zu stolz ist, als daß wir sie hier verschweigen dürften. Die Meisterschaft von England wird von einem deutschen Champion gehalten! August Lehr, ein junger Frankfurter Radfahrer, hat den Engländern den Ehrentitel in fairem Kampfe entführt, und ganz Britanien, das Mutterland eines jeden Sportes, hat das wie ein nationales Ungemach empfunden. August Lehr hatte den sensationellen Sieg errungen, wenige Wochen, nachdem er beim Trainiren den Arm gebrochen hatte, und das über das beste Material, das ihm das Drei-Zweirad gegenüberzustellen hatte. Die bei dem Meisterschaftskampfe über die Meile erzielte Zeit war keine sonderlich gute. Die englischen Concurrenten waren auf Warten gefahren, um sich dann den Preis in einem um so hitzigeren Endkampf streitig zu machen. Dabei bezielten sie sich immer nur gegenseitig im Auge, ohne dem deutschen Gegner die Aufmerksamkeit zu widmen, die er wohl verdiente. Als es dann wirklich zum Endkampf kam, da haben sie mit Stauern den colossalen Speed, den Lehr zu entwickeln vermochte; solche „Spurts“ waren doch selbst für englische Beobachter imponirend genug. Das Staunen kam aber zu spät, und Lehr lautete den ehrenvollsten Sieg, den deutsche Radfahrer bisher errungen.

Noch habe ich nun, ehe ich schlicke, einige Worte über das Radfahren der Damen zu sagen. Ich habe mir das zum Schluß aufgehoben, weil es da nicht viel zu sagen giebt. Das entscheidende Wort hat hier der Mediciner zu führen, und wenn der Hausdoctor abräth, muß man ihm folgen, selbst wenn man sich vom Herrn Doctor im Stillen nicht das Allerbeste denken sollte.

Ist eine Dame vollkommen gesund, dann werden ihr Tagespartien von 60—80 Kilometern ganz gewiß nicht das Mindeste anhaben. So gesund wie das Nähmaschinentreten ist bald etwas, wahrscheinlich also auch das Radfahren. Die radfahrenden Damen, die ich bisher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, — es sind mehr Frauen, als Fräulein, — sind ganz Feuer und Flamme für die Sache. Das anfängliche Mißtrauen und die Aengstlichkeit schwindet nach der ersten Ausfahrt, um dann einer dauernden Lust und Freude an dieser Bethätigung der Kraft Platz zu machen.

Die Damen haben den Vortheil, daß sie das Radfahren nicht zu erlernen brauchen; sie setzen sich auf das Rad und können. Denn entweder sie fahren auf dem Dreirad, wozu man naturgemäß keine Vorkurien braucht, oder auf dem Doppelsitz-Zweirad (Rover-Landem), auf dem sie auch bei dem ersten Versuch schon davon fahren können, wenn nur der hintenstehende Helfer und Genosse ein sattefester Fahrer ist.

Das Publicum und die Behörden stehen der Radfahrerei vielfach nicht nur ablehnend, sondern geradezu feindselig gegenüber. Das wird sich geben mit der Zeit, und schließlich wird selbst eine hohe Polizei, welche den Reitern alle wünschenswerthe Freiheit gewährt, aber den Radfahrern zum Theil die Straßen der Städte verbietet, und sie auch sonst ganz unnötiger Weise bevormundet, schließlich, sagen wir, wird selbst eine hohe Polizei dahinter kommen, daß ein Fahrrad nicht scheu wird, und daß es weder beißt, noch anschlägt.

Baldwin Grollier.

Ein für das Dreirad geeignetes Kostüm vorzuschreiben, ist schwer und fällt eigentlich aus dem Rahmen einer Radzeitung. Als Grundregel gilt, daß der Anzug feinerer Zwang ausüben, aber ebensovwenig auffallen darf. In England, der Wiege auch dieses Sports, hat man sich eingehend mit der Frage beschäftigt und sowohl den gleich dem Reitkleide ausgearbeiteten, als auch einen hinten verlängerten Rod versucht. Dann glaubte man in dem getheilten Rode, — einem sehr salzreichen, unten offenem Beinkleide mit kurzer, loser Draperie, — das Ideal des Zukunft-Kleides im Allgemeinen und des Sport-Kleides im Besonderen gefunden zu haben. Endlich aber kam man dahinter, daß die augenblicklich von der Mode begünstigte Tracht der schlichten, hüfreichen Röde und der einfachen Tailen oder bequemen Blusen allen praktischen Anforderungen durchaus entspreche und der Frau den Reiz der Weiblichkeit selbst auf dem Dreirade bewahre. Auch unsere Sport-Damen haben diesen Anzug acceptirt. Die Wahl des Stoffes bleibt dem eigenen Geschmacks überlassen; die Farbe sollte niemals auffallen, am besten grau oder dunkelblau sein. Sammet und Velvet sehen neu elegant aus, zerdrücken sich aber schnell und sind für die warme Jahreszeit zu schwer. Seide entspricht allen Anforderungen, wird jedoch, da sie bei den starken Bewegungen leicht reißt, sehr theuer. Tuch, Flanell und leichte Wolle für den Sommer empfehlen sich daher am meisten. Der Rod soll ungefähr 2 1/2 Meter weit sein und kann beliebig mit oder ohne Futter-Grundform gearbeitet werden. Die von einem Ledergürtel umspannte Blase erscheint häufig auch abstechend und aus Seide. Um sich vor Erkältung an Haltestellen zu schützen, führt man am besten einen leichten, zum Rode passenden halbanschliefenden Paletot mit. Aus Gesundheitsrückichten ist Jägerwäse durchaus erforderlich. Wie zum Reitkleide gehört auch zum Radfahrer-Anzuge ein passendes, unter dem Arme mittelst Gummizuges befestigtes Beinkleid mit Seitenschluß; sonstige Unterkleider müssen gleichfalls dunkel sein, ebenso der lange englische Strumpf, zu welchem sich ein bequemer weicher Schuh, beliebig mit Gummisohle, gefügt. England empfiehlt den Schuh aus Pferdeleder und den weiten Handschuh aus dänischem oder Walschleder. Die Kopfbedeckung muß klein sein, weil dieselbe sonst beim Fahren einen Windfang bilden würde. Ein Matrosenhütchen aus Stro, ein kleiner Amazonenhut aus Filz, eine Joden-Kappe mit breitem Schirm und, an sonnenlosen Tagen, der gefälschte Tam o'shanter sind am geeignetsten; nie sollte der große, Gesicht und Haar schützende Schleier vergessen werden.

F. J.



Nachdruck verboten.

### Die Nachbarn.

Ein Märlein von Marie von Ebner-Eschenbach.



er Blonde und der Braune waren Nachbarn, jeder von ihnen stand an der Spitze eines gutmüthigen Dürtenvolkes. Sie tauschten nach Bedarf die Produkte ihrer Ländereien und blieben einander stets hülfreich in Noth und Gefahr.

Niemand hätte bestimmen können, welchem von Beiden ihr Bündniß mehr Nutzen brachte. Eines Tages, im Herbst, begab es sich, daß ein heftiger Sturm großen Schaden anrichtete im Walde des Braunen.

Die Herrin rief seine Knechte; sie sammelten die dürren Reiser und schichteten sie in Bündel.

Aus dem frischen Holze aber wurden Stöcke-zugehauen. Im Frühjahr sollten sie verwendet werden zu einem neuen Zaune für den Hühnerhof der Braunen Herrin.

Nun wollte der Zufall, daß ein Diener des Blondes die Stöcke in die Scheune bringen sah. Ihre Anzahl schien ihnen etwas blöden Augen ungeheuer. Von Angst ergriffen lief er heim und sprach zu seinem Gebieter: „Ein Verräther will ich sein, wenn der Nachbar nicht Dieses wider uns im Schilde führt!“

Er und andere ängstliche Leute, — es waren auch Weiber darunter, — schürten so lange den Funken Mißtrauen gegen den Freund, den sie ihrem Herrn in die Seele geworfen hatten, bis dieser sich entschloß, zu rüsten gegen die vermeintlich Gerüsteten.

Eine Scheune voll von Stöcken hatte der Braune, der Blonde wollte drei Scheunen voll von Stöcken haben.

Holzknächte wurden in den Wald geschickt. Was lag ihnen an seiner hohen Kultur? Ihnen that es nicht leid, einen jungen Baum zu fällen, ihm die aufstrebende Krone abzuhaufen und die lüchsenden Aeste und die Zweige mit den athmenden Blättern.

Nach kurzer Zeit war der Wald verwüstet, aber der Blonde hatte viele tausend Stöcke.

Wie es ihm ergangen war, erging es nun seinem ehemaligen Freunde. Die Klagen und die Thörichten, die Verwegenen und die Jaghaften im Lande, Alle schrieen: „Es ist Deine Pflicht, Herr, dafür zu sorgen, daß uns der Tag des Kampfes reich an Stöcken finde!“

Und der Braune und der Blonde überboten einander in der Anschaffung von Vertheidigungs-Mitteln und bedachten nicht, daß sie endlich nichts mehr zu vertheidigen hatten, als Armuth und Elend. Weit und breit war kein Baum zu erblicken, die Felder waren unbebaut; nicht Pflug, noch Egge, noch Spaten gab es mehr, Alles war in Stöcke verwandelt.

Es kam so weit, daß die größte Menge des Volkes zu Gott betete: „Laß den Kampf ansprechen, laß den Feind über uns kommen, wir würden leichter zu Grunde gehen unter seinen Stöcken, als unter den Qualen des Hungers!“

Der Blonde und der Braune waren alt und müde geworden, und auch sie sehnten sich im Stillen nach dem Tode. Ihre Freude am Leben und Herrschen war abgestorben mit dem Glücke ihrer Unterthanen.

Und einmal wieder trieb der Zufall sein Spiel. Die beiden Nachbarn stiegen zugleich auf einen Berg, der die Grenze zwischen ihren Besitzungen bildete.

Jeder von ihnen dachte: Ich will mein armes, verwüstetes Reich noch einmal überhauen.

Sie kletterten mühsam empor, kamen zugleich auf dem Grate des Berges an, standen plötzlich einander gegenüber und taumelten zurück. Aber nur einen Augenblick. Ihre abwehrend ausgestreckten Hände sanken herab und ließen die Stöcke fallen, auf welche sie sich gestützt hatten.

Die ein halbes Jahrhundert in Haß verkehrte Liebe trat in ihr altes Recht. Mit schmerzvoller Nahrung betrachtete der Freund den Freund aus halb erloschenen Augen. Nicht mehr der Blonde, nicht mehr der Braune! Wie aus einem Munde riefen sie: „O, Du Weiser!“ und lagen Brust an Brust.

Wer zuerst die Arme ausbreitet, wüthten sie ebenso wenig, als sie sich befinden konnten, wer decessirt die ersten Stöcke aufgestellt wider den Anderen. Sie begriffen nicht, wie das Mißtrauen hatte entstehen können, dem Alles zum Opfer gefallen war, was ihr Dasein und das der Ihren lebenswerth gemacht hatte.

Eines nur stand ihnen fest: die niederdrückende Ueberzeugung, daß Nichts in der Welt ihnen ersetzen konnte, was die Furcht vor dem Verlust ihrer Erdengüter ihnen geraubt hatte.

Nachdruck verboten.

### Literarische Plaudereien.

Englische Literatur.

Von A. Schirmacher.



ady Maude's Caprice" ist ein sehr amüsanter Buch von George Manville Fenn (Verlag von F. Warne, London), das sich noch dazu durch gefälligen Einband, prächtigen Druck und sehr gutes Englisch empfiehlt. Der Verfasser hat es allerdings nicht „Lady Maude's Caprice“ genannt, sondern „Lady Maude's Mania“. Warum, — wüßte ich nicht zu sagen; denn Leute, die mit einer Manie behaftet sind, pflegen wir uns meist in Verbindung mit dem Zrennhaus zu denken, und daß wir solche düstere Bilder an die liebreizende Gestalt seiner jungen Heldin knüpfen, hat der Verfasser sicher nicht bezweckt. Daher wollen wir uns die Freiheit nehmen und in Folgendem von Caprice sprechen, statt von Manie.

Lady Maude ist eine schöne, junge Dame und gehört zur englischen Aristokratie. Dies ist die Voraussetzung des ganzen Buches. In Uebereinstimmung damit klingen die Titel Lord, Viscount und Sir uns beständig in den Ohren; wir fahren vier-spännig, besuchen Hyde-Parl, gehen auf unseren Landhöz, haben eine Schar Bedienter zur Verfügung, wohnen in Portland Place, machen ein Haus, — und sind kreuzunglücklich. — Denn wer ist wirklicher Alleinherrscher in Portland Place? Nicht der Hausherr, der Earl von Barmouth, sondern die Hausfrau, seine „bessere Hälfte“, die Jurdich verdrückende Lady Barmouth. Stattlich, hochgewachsen, mit tiefer Stimme, ist sie es, die gebietet, sie, welche den Schlüssel zum Geldschrank hat, sie, welche sogar Speisekammer, Wein und Cigarren mit scharfem Auge bewacht.

Dies Letztere ist des Lord Barmouth' größter Kummer. Er ist ein wenig vor der Zeit alt geworden; um nun den Ueberrest seiner Gesundheit bestens zu schonen, gestattet die sorgende Gattin ihm, — von Tafelfreunden gar nicht zu reden, — laun das Sattelreien. Hungrig lernen wir Lord Barmouth kennen, hungrig nehmen wir von ihm Abschied. In der Zwischenzeit verdanken wir seinem Hunger aber manche heitere Minute. Der arme Lord nämlich hat sich auf das Dampf-System gelegt. Er bemächtigt sich aller Gewaaren, die er, von seiner Gattin ungehoben, erreichen kann. Da er wenig Taschengeld bekommt, pumpt er sogar seine kleine, herzengute Nichte an und erstickt dafür „buns“, — das bekannte englische Gebäd. Das wäre alles schön und gut, — nur spielt ein schwaches Gedächtniß dem armen Herrn manchen bösen Streich; er vergißt nämlich öfters seinen Rank und dessen Vergangensplatz. Er setzt sich auf das eingheimste Kalbs-Cotelett in seiner Küche; er flect ein Hühnerbein dem Hausfreund in den Ueberzieher; die argusaugige Gattin entdeckt verdächtigen Auchen in Schiebladen, worin man Handschuhe aufbewahrt, — kurz, wir sind sicher, fast in jedem Kapitel etwas „Nahrhaftes“ zu finden, trotz des Hausherrn ewigen Hungers, sind sicher, laut lachen oder leise lächeln zu können.

So schwach und still der Vater, so unbändig und laut der Sohn. Er heißt „Diphoos“, von einem Stammgut in Wales, und scheint auch etwas Wasser Energie mitbekommen zu haben. An Worten, heftigen Reden, Unarten laßt er es nicht fehlen; sein Englisch ist dabei weder vornehm noch gewöhlt, sondern das Nothwäldich, slang, worin sich die modische Gesellschaft ab und zu gefällt. Wenn er aber so „loslegt“, — denn anders sind seine empörten Reden nicht zu bezeichnen, geht es wie ein frischer Lustzug durch die schwüle, parfümirte Salon-Atmosphäre.

Es ist nicht der Mutter Geiz und Herrschsucht allein, die Viscount Diphoos so aufbringt; es ist vor Allem der Handel, den sie mit ihren Töchtern treibt. Und hiermit kommen wir auf den eigentlichen Gegenstand des Buches. Viscount Diphoos hat zwei Schwestern; die Ältere, Lady Diana, sehen wir am Anfange der Erzählung an einen englischen Großen im fernen Indien verheiratet, — besser verhandelt. Diana hat eine gute Partie gemacht, — und die Mutter hofft, das Klima werde ihr nicht schaden.

Belehrt durch das Schicksal der Schwester, will Lady Maude, die Jüngere, nun diesem Schacher entgehen. Schon hat die Mutter auch für sie einen Freier ausgesucht, reich und verlobt; schon beginnt das adlige Stelet um das frische, junge Mädchen herum zu tänzeln, — schon wird sie eingekauft in dem Keite lindlichen Gedeorians, das Wort der Vertheidigung ihr abgeknühten, jede freie Bewegung ihr unterlagt. Schon arbeitet man an der Ausstattung, Kisten und Kisten werden gepackt, — da . . . Aber ich werde mich hüten, das Geheimniß auszulauern. Nur so viel: so unterwürdig und passiv Lady Maude scheint, hat sie doch im Stillen eine große Liebe und im entscheidenden Moment auch die nöthige Energie. Neben ihrer Liebe zu Charles Melton — hat sie aber eine Caprice, eben jene, die dem Buche seinen Namen gegeben. Diese Caprice hat einen hübschen, zerklümpeten Drehorgelspieler, einen Italiener, zum Gegenstande. Lady Maude hörte ihn am Hochzeitstage ihrer Schwester spielen,

„Wie schwer ist's, sich zu binden, Wenn's Herz nicht ist dabei.“

Das gefiel ihr; seitdem war sie des Veiermannes Beschüperin, konnte ihm lange träumend zuhören, warf ihm Geld zu, kurz, fesselte ihn an das Haus zum Entsetzen der Mutter und der Dienftboten.

Diese Caprice und jene Liebe nun weiß der Verfasser geschickt zu benutzen, um seine Leser ein wenig im Sid-Bad herum zu führen und mit ihnen Berieselt zu spielen. Wir brauchen uns aber auf keine unliebsame Ueberraschung gefaßt zu machen; der Autor ist kein Realist, sondern ein Humorist. Das zeigt sein Buch auf's deutlichste. Er behandelt einen Schaden der Gesellschaft, eine moralische Abscheulichkeit, — in keinem Stoffe erinnert er an Thackeray. Wo aber ist dessen Herbe und Härte der Behandlung? Nichts davon bei Manville Fenn. Er lacht, lächelt, zupft und zerrt ein wenig seinen vornehmen Sündern am Pelze; er macht sie allenfalls zu Lustspiel-Figuren, zieht sie in's Komische, übertreibt ihre Eigenheiten. Er hält sich andererseits aber für dies Betonen des Unangenehmen schadlos, indem er einen günstigen, Alles ordnenden glücklichen Zufall spielen läßt. Er gleicht einem Maler, der die ersten scharfen Umrisse seines Bildes solange mildert und überpinselt, bis sie weiche und gefällige Form angenommen haben, während Thackeray seinen ersten Aufriss starr bestehen läßt und mit ausgeprochener Absicht, mit eiserner Faust auf die Sünden der Gesellschaft loshämmert. Das macht den Unterschied zwischen „the Newcomes“ und „Lady Maude's Mania“.



Nachdruck verboten.

Junge Liebe. Von Carl Hoff. Siehe die Abbildung, Seite 65. — Maienzeit, — o du selige Maienzeit! Es knospet und grünt, und wärmer glänzt das Sonnengold über Halde und Feld, lockt allüberall die scheuen Sprosser hervor und begeistert die kleinen gefiedereten Sängler in Wald und Flur zu zwitschernden Jubelliedern. Das ist die Maienzeit, — das ist die Zeit der jungen Liebe! — Zum ersten Male hat er sich Ruth gefaßt und hat ihr von dem gesprochen, was sein Herz erfüllt, sein ganzes Sein bewegt. Sie erblaßt, — und dann färbt hohe Gluth ihre Wangen. Und dann haßt er nach ihrer Hand und sein Mund flüstert leise und zaghaft: „Antworte mir, — o, ichan' mich an! Und sage mir, ob ich hoffen darf, — mir, ob ich hoffen darf?“ Da gleitet ein glückliches Lächeln über ihr Gesicht, und ihr Köpfchen neigt sich, während sie den Druck seiner Hand fester erwidert. . . Das ist die Maienzeit!

Mondausgang im Schwarzwald. Von Carl Ludwig Jahrbach. Siehe die Abbildung, Seite 69. — Was sollen wir dem Bilde unseres Malers noch hinzufügen? — Die wunderbare Stimmung, die über der Landschaft liegt, bedarf keines erläuternden Wortes, — sie wird im Gemüth des Beschauers Widerhall finden.

Otto Noquette. Siehe das Portrait, Seite 68. — Es war im Jahre 1851, als das Erstlingswerk eines jungen Dichters, „Waldmeister's Brautfahrt“, ein Rheins, Weins- und Wanderräthen genannt, berechtigtes Aufsehen erregte. Nicht nur in den Kreisen

der literarisch feinfühligere Minorität, sondern auch in den Schichten des großen Publicums wurde man durch die poetische Weimär auf den Namen des Dichters aufmerksam und prophezeite ihm eine glänzende Zukunft. Otto Noquette hat gehalten, was er mit seinem ersten Werke versprochen hatte. Ueber ein halbes Hundert Auflagen, wie „Waldmeister's Brautfahrt“, hat allerdings keines seiner späteren Werke erreicht, aber jedes einzelne derselben durfte auf einen ehrenvollen Platz in der Literaturgeschichte unserer Tage Anspruch erheben. Neben „Waldmeister's Brautfahrt“ schuf er in rascher Folge auf episch-lyrischem Gebiete: „Der Tag von St. Jakob“ (1879 in vierter, umgearbeiteter Auflage erschienen), „Gebichte und Lieber“, „Herr Heinrich, eine deutsche Sage“, „Hans Heibelusad“ und Anderes. Schon zu Beginn seiner literarischen Thätigkeit veröffentlichte er, fast gleichzeitig mit den genannten epischen Werken, die Novellenbände „Orion“, „Das Hünengrab“, „Erzählungen“ und „Neue Erzählungen“, zu denen in späteren Tagen die Sammlungen „Euginland“ und „Welt und Hans“ traten. Durch diese fein erdachten und mit reifer Künstlerkraft ausgeführten Prosa-Arbeiten gewann sein Name rasch an Popularität; man schätzte in ihm nicht nur mehr den formvollendeten Poeten, dessen Versit Waldes- und Märchendunst athmet, sondern auch den geistvollen Fabulirer und gewandten Erzähler, der auch in größeren Romanen, wie „Die Prophetenschule“, „Im Hause der Väter“, „Das Buchstabenbuch der Leidenschaft“ u. A., an Herz und Gemüth seines Leserkreises zu rühren verstand.

Otto Noquette wurde am 19. April 1824 zu Krotoschin in der Provinz Posen als Sohn eines Landgerichtsrathes geboren; seine Familie, — wie schon der Name besagt, französischen Ursprungs, — wanderte zur Zeit der Protestanten-Verfolgungen unter Ludwig XIV. nach Deutschland ein. Noquette besuchte das Gymnasium zu Frankfurt a/D., studirte in Heidelberg, Berlin und Halle Geschichte und Philosophie und wurde sodann am Bithun'schen Gymnasium zu Dresden (das damals noch Blochmann'sche Anstalt hieß) als Lehrer angestellt. 1862 kam er als Dozent für allgemeine Literaturgeschichte an die Kriegs-Akademie, ein Jahr darauf an die Gewerbe-Akademie in Berlin und sietelte 1879 als ordentlicher Professor der deutschen Sprache und Literatur nach Darmstadt über, wo er noch gegenwärtig lebt und wirkt.

Aus seinen vielseitigen Studien auf literarhistorischem Gebiet gingen eine Anzahl gelehrter Arbeiten hervor, von denen hier nur „Leben und Dichten Johann Christian Günther's“ und eine vortreffliche „Geschichte der deutschen Literatur“ Erwähnung finden mögen.

Wie sehr sich Noquette seine dichterische Frische zu erhalten gewohnt hat, beweist die kürzlich in unserem Blatte veröffentlichte Erzählung „Gabriele“. Wir hoffen, es wird sich Gelegenheit finden, unsere Leserinnen bald wieder mit einer neuen Arbeit aus der Feder des Dichters bekannt zu machen.

Nachdruck verboten.

### Practische Winke für die Reise.



Bergtouren. — Am besten verstehen Engländer und Engländerinnen, sich für Bergfahrten auszurüsten, weil sie von Hause aus mehr an Sport gewöhnt sind, als andere Nationen. Sie passen Kostüm und Bagage den Bedürfnissen an, sie emancipiren sich vollständig von der Salontoiilette, und das ist das einzig Gebotene. Diejenigen Damen, welche zu prüde sind, sich zeitweilig vom allgemein Gebräuchlichen zu lösen, sollten nie in die Berge gehen, denn sie bringen sich, ihre Reisegesellschaft und die Führer oft in ernsthafte Gefahr; das Vergnügen wird ihnen zu einer Folter, und sie betragen sich um den Genuß des Hochgebirges; zuletzt aber gerathen sie gar zu leicht in lächerliche Situationen und sehen nach Bergfahrten meist so entleert aus, daß es nicht angenehm ist, sich so zu zeigen.

Hört ober lieft man von Unglücksfällen im Gebirge, so findet man bei aufmerksamer Beobachtung, daß sie meist aus Unkenntniß



der Verhältnisse hervorgegangen. Entweder sind es fähretlose Touristen, die zu Grunde gingen, oder aber sie überlasteten den Führer, wenn auch mit Einwilligung und Entschädigung desselben, oder endlich die Ausrüstung der Person und des Proviantes war leichtfertig besorgt. Ohne Führer in's Hochgebirge und in die Gletscherwelt zu gehen ist um so leichtsinniger, je mehr Verpfichtungen man im Leben hat. So lange wir auf der großen Heerstraße bleiben, ist keine Gefahr, und man braucht keine ortskundige Begleitung. Wer aber nicht „Schmurtläufer“ sein will und gerne eigene Bahnen wandelt, der nehme sich sehr in Acht. Der Reisende läuft sich gar zu oft bei Kürzungen des Weges, geräth ahnungslos in Gefahren und verbraucht dabei mehr Kräfte, als bei dem Umwege, den die große Straße macht. Wer größere Partien unternimmt, besonders Gletscherfahrten, der gehe nie ohne den bewährten Bergführer und hüte sich wohl, den Mann mit fremden Touristen gemeinsam zu engagiren. Je mehr Köpfe, je mehr Wünsche, und um so weniger kann der Führer seiner Pflicht genügen, weil er sich nicht nach Allen richten kann. Auf Gletschern und Hochspitzen kann unzuverlässige Reisegesellschaft viel Pein und selbst ernste Gefahren herbeiführen. Die erste Regel, welcher sich der Tourist zu fügen hat, ist Gehoriam, — es geht nicht anders. Der Führer lebt sein Leben im Dienste seines schweren Berufes ein. Ist ihm das Zeugniß anerkannter Tüchtigkeit gestellt, so müssen wir seiner Kenntniß der Verhältnisse vertrauen und uns seiner Anordnung fügen. Schreiberin ist wiederholt durch die Unachtsamkeit Fremder in sehr unliebsame Lagen gekommen. Als Dritte einer kleinen Damengemeinschaft unternahm ich einst eine sehr harmlose Partie zum Fex-Gletscher im Oberengadin. Eine meiner Reisegefährtinnen behauptete, keine Bergstiefel „vertragen“ zu können und ging in hässlichen Schuhzeug. Natürlich hatte sie sich die Füße sehr beschädigt, und als der Führer zum Aufbruch drängte, erklärte sie, zur Zeit noch nicht gehen zu können. Dadurch verspäteten wir uns, die Dunkelheit übertrabte uns, es ward eifrig kalt und wir irrten hilflos zwischen losem Steingeröll. Dem Führer blieb schließlich nichts übrig, als sich die jetzt nicht mehr Widerstrebende aufzubürden und sie zu tragen. Daß dies keine vorausgesehene und angenehme Situation für uns Alle war, bedarf keiner weiteren Ausführung.

Wenn Damen in Herren-Gesellschaft Gletscherpartien unternehmen, so achte man wohl darauf, daß Frauen die eingetretenen Spuren der Männer nicht benutzen können. Wo ich es versucht habe, ist es mißglückt. Wir können den Schritt nicht so groß machen, und wenn wir uns dazu zu zwingen suchen, brechen wir durch und die Anstrengung des Steigens verdoppelt sich und wird zur Ueberanstrengung. Der Führer muß daher seinen Schritt stets dem der Dame anpassen, denn es hängt sogar oft Leben oder Tod davon ab, daß wir die Spur einhalten, das Durchbrechen kann sehr verhängnißvoll werden. Touristin in D.

**Kochmals Reise-Hygiene.** — In Heft 17 vorigen Jahrganges schreibt Frau Dr. G. „Einiges über Reise-Hygiene“; ich möchte mir erlauben, diesen trefflichen Auseinandersetzungen ein Wörtchen hinzuzufügen über einen, meines Erachtens besonders wichtigen Punkt. Frau Dr. G. spricht mir ganz aus der Seele, wenn sie sagt: „Die Berechtigung, ein Fenster — offen zu halten, lasse man sich nicht schmalern; ich ziehe sogar etwas Zugluft verbrauchter Stidluft vor, selbst auf die Gefahr hin, einen kleinen Schnupfen davon zu tragen.“ Als Kennerin des „Eisenbahn-Betriebs-Reglements“ fügt sie noch hinzu, daß das Fenster „entgegen der Windseite offen gehalten werden soll. Ja, leider muß das Fenster „auf Verlangen auch nur eines Reisenden auf der Windseite geschlossen werden“; aber sollte es denn nicht möglich sein, daß die Reisenden selber sich verständiger erweisen, als das „Reglement“? — Bei jeder längeren Eisenbahnfahrt, — bei kürzeren verzichte ich aus nahe liegenden Gründen, — habe ich denselben, übrigens in aller Freundlichkeit durchgeführten und fast immer infolge Ueberzeugung des Gegners siegreich endenden Streit auszufechten, indem ich es durchzusetzen suche, — erschrecken Sie nicht, freundliche Leserin! — das Fenster gerade auf der Windseite offen zu halten. Das Reglement und mit ihm fast alle Reisenden gehen offenbar von der Ansicht aus, daß Staub, Rauch und Zugluft, diese Hauptschädlichkeiten der Eisenbahnfahrt, auf der Windseite eindringen. Aber man stelle sich nur die Sache klar vor. Von Wald und Wiese, selbst von Feld und Haide, bringt der Wind auch in der trockensten Jahreszeit wohl kaum je merklichen Staub mit. Der Staub muß erst aufgewirbelt werden von Füßen oder Nädern, ehe der Wind ihn fort und weiter trägt; so geschieht es auf den Landstraßen, — so auch auf dem Eisenbahnband. Also unter dem Zuge mit seinen zahlreichen, rastlos wirbelnden Rädern entsteht erst der Staub, der den Reisenden belästigt. Auf der „Lufseite“, entgegen dem Winde, kann er unmöglich hochkommen, wohl aber auf der anderen Seite, — Leseite, — des Zuges, im „Windschatten“; da ergießt er sich durch das hier geöffnete Fenster erbarmungslos über die Reisenden, die ihn in Massen einathmen und sich an anderen Tage wundern, wo sie sich „erkältet“ haben. Auf der Leseite entlang zieht sich auch der Rauch der Maschine mit seinem so schädlichen Kohlenoxyd-Gas; er kann also niemals auf der Windseite eindringen. Bleibt nur die „Zugluft“, dieser Allerwelts-Attentäter, dem fast jedes körperliche Ungeheuer auf Rechnung geschrieben wird. Aber man erwäge, daß jede Erhöhung den Wind aufhält, daß also, wenn das Fenster und auch die sogenannte Ventilation auf der Leseite geschlossen sind, die Luft den Wagenteufel nicht mehr durchdringen kann. Allerdings wird durch den Stoß des Windes Luft in das auf der Windseite offene Fenster gewaltsam hineingepreßt, und wer hier, je nach der Windrichtung, den ersten oder zweiten Platz auf der rückseitigen Bank inne hat, wird sicher von diesem Luftstöße unangenehm berührt werden; aber wenn dieser Platz nicht etwa unbelegt bleiben kann, so genügt doch meist schon halbes Aufziehen des Fensters, um den Körper des hier Sitzenden vor dem directen Luftstrom zu sichern; und nun liefert das „reglementwidrig“ geöffnete Fenster nur schöne, reine Luft ohne jede Unannehmlichkeit. Wer's noch nicht glaubt, probir's.

Dr. G. in Bremerhaven.



**Allerlei Nachtsich.** — Unter dem feinen Nachtsich begegnen wir in neuerer Zeit fast ausnahmslos verschiedenen Arten kleiner Kuchen „petits fours“ genannt, die von verlockendem Aussehen, ausgezeichnetem Geschmack, kaum größer als ein Bissen, so recht eigentlich „pour la bonne bouche“ geschaffen sind. Sie sind mit einigem Geschick nicht schwer herzustellen; wir möchten daher unseren

Leserinnen, die Vergnügen an derartigen Versuchen finden, folgende Sorten empfehlen.

Zu einer ersten und vorzugsweise gereichten Art, lassen sich sehr wohl Reife von Savoyer oder Samtorte verwenden, die in etwa 1 Cent. dicke Scheiben geschnitten, mit Aprisosen-Marmelade, — auch mit Pistazien, die fein gewiegt, mit geschlagener Sahne vermischt werden, — bestrichen, über einander gelegt, in vieredige 4 Cent. große Stücke geschnitten und mit fondant überzogen werden. Eine Bereitungsdarstellung dieser fondants, — schmelzende Glasur, — haben wir wiederholt gebracht; sie ist für alle anderseitsen Kuchen und Confitüren unerlässlich und vereint mit dem feinen Geschmack ein elegantes Aussehen; auch liebt man es, sie grün, roth und braun zu färben, was durch Zusatz von einigen Tropfen Spinatmotte, Alkermes oder aufgelöster Chocolate ohne jede Schwierigkeit zu ermöglichen ist. Weiß verwendet erhält sie durch Drangensblüthen oder Vanille ein beliebtes Parfüm.

Eine zweite Art besteht aus 200 Gr. gehäuteten, fein geschnittenen Mandeln, die mit 125 Gr. ebenso geschnittenen Drangenshalben Puderzucker und dem feinst geschlagenen Schnee von 4 Eiern vermischt, auf Oblaten getrichen, 20 Min. in mäßig warmem Ofen gebacken und in zierliche Stücke geschnitten werden.



Wand-Decoration.

**Dritte Art.** 1/2 Kilo Haselnüsse wird nebst 32 Gr. bitteren Mandeln blankirt und mit etwas Eiweiß fein im Mörser gestoßen. Dann schlägt man 3 frische Eigelb mit 250 Gr. Puderzucker schaumig, giebt 32 Gr. Mehl, weitere 125 Gr. Zucker, die geriebenen Nüsse, ein wenig sehr vorsichtig abgeriebene Zitronenschale hinzu und verbindet die Masse zuletzt leicht, aber gleichmäßig, mit dem feinsten Schnee von 6 Eiweißen. In kleine Papierkästchen gefüllt, werden die Kuchen bei schwacher Hitze gebacken.

**Vierte Art.** Den Saft von zwei Citronen drückt man in ein Röpfchen und läßt die fein geschälte Schale einer Apfelsine zwei Stunden darin ausziehen. Nun rührt man 125 Gr. feine Butter zu Sahne, fügt nach und nach das Gelbe von fünf Eiern und 250 Gr. gestochenen Zucker zu und schlägt den Teig 10 Minuten lang. Mit dem Citronensaft und 250 Gr. bestem Mehl verbunden, giebt man zuletzt 2 Theelöffel Natron, in einem Eßlöffel warmes Wasser aufgelöst, hinzu, kühlt den Kuchen in einer flachen Form, schneidet ihn, erkaltet, in länglich verschobene kleine Vierecke, überzieht diese mit fondant Drangeguß und verzieret sie mit einigen Stüchchen candirter Drangenschale.

Eine fünfte sehr gute Art besteht aus ganz kleinen, etwa 5 Cent. langen, 2 Cent. dicken Nüsschen, die von Hochhuppenteig angefertigt und mit einer feinen Sahnen- oder Chocoladen-Crème gefüllt werden. Zu dem Teig nimmt man 5 ganze Eier, Zucker so viel, als diese wiegen und Mehl von der Schwere dreier Eier. Nachdem Zucker und Eier schaumig geschlagen sind, giebt man das Mehl hinzu, streicht die Masse mit einem Messer so fein als irgend möglich in einzelnen fingerlangen Streifen auf ein mit Wachsbestrichenes Backblech und läßt sie im Ofen gelblich trocknen. Herausgenommen müssen sie heiß gerollt werden, da sie erkaltet sofort zerbrechen. — Zu der Crème genügt es, süße geschlagene Sahne, der man einen geringen Gelatine-Zusatz giebt, zu nehmen; den Geschmack empfängt sie durch etwas Maraschino. E. K.

**Kleine Rathschläge.** — Ribizeier, die beliebte, von Feinschmeckern hochgeschätzte Delicatesse des Frühjahres, werden mit kaltem Wasser auf's Feuer gesetzt, 10 Minuten gekocht und gewöhnlich nur in der Serviette angerichtet, mit frischer Butter gegeben. Will man von denselben inessen eine sehr hübsch aussehende, elegante Schüssel herstellen, so servire man sie auf folgende Art. Von ein paar Händen voll feiner Kräuter, 1 Eßlöffel Capern, 6 Sardellen, 3 hartgekochten Eigelben, 175 Gr. guter Butter bereitet man eine sogenannte „Montpellier-Butter“. Es werden die Kräuter in kochendem Wasser gebrüht, trocken ausgedrückt, im Mörser mit den Capern, Sardellen und Eigelben gestoßen, mit der Butter gemischt durch ein Sieb gestrichen und mit ein wenig Oliven- und Cedragons-essig abgeschmeckt. Eine zweite „Anchovis-Butter“ bereitet man, indem man frische Butter mit Anchovis-Paste mengt, so daß sie ein röthliches Aussehen erlangt. Nun röstet man Weißbrodschnitten von gleicher Größe, bestreicht sie abwechselnd mit der rothen und der grünlich aussehenden Butter und richtet sie französisch auf einer runden Schüssel an. In die Mitte und die leeren Zwischenräume kann man mit Del und Essig zurecht gemachte Brunnenkresse füllen, die man nach Belieben mit Krebsschwänzen garnirt. Ist das Ganze so weit vollendet, schält man rasch die eben fertig gekochten Eier, schneidet die harte Spitze fort, und stellt auf jede der Weißbrodschnitten eines. — Da Ribizeier oft schon angebrüht und dann unbrauchbar sind, so achte man darauf, ob sie, — in's Wasser gelegt, — zu Boden sinken oder schwimmen: die Schwimmenden sind ungenießbar. E. K.

**Wand-Decoration.** Imitation japanischen Emails. Die Ausschmückung der Wohnräume bietet der fleißigen Frauenhand ein weites, ergiebiges Feld für ihre Thätigkeit. In erster Reihe findet die Malerei Anwendung, sobald es sich um künstlerische Verzierung der Wände handelt. Da indessen nicht alle Damen Künstlerinnen sind, wohl aber Geschick und Geschmack besitzen, so wird die einfache Arbeit, — eine Imitation der japanischen Emails, — Vielen willkommen sein. An unserer Vorlage, einer 29 Cent. im Durch-

messer haltenden glatten Fayence-Schale, ist die Aufgabe, mit wenig Mitteln eine reiche Wirkung zu erzielen, sehr glücklich gelöst. Auf die Entfernung berechnet, ist von vornherein auf allzu feine Ausführung verzichtet worden. Die Eintheilung der Schale zeigt in der Mitte zwei Kreise, von denen der innere reichlich 7 Cent. im Durchmesser beträgt und der äußere ungefähr 2 Cent. davon entfernt ist. Einen Cent. breite, mit Weinschwarz hergestellte Streifen theilen die übrige Fläche in sechs Felder, welche in Kobaltblau und Grün-Zinnober wechseln; kobaltblau erscheint auch die Mitte innerhalb des zinnoberrothen Kreises. Japanische Matrizen (Kuffelgebilde) besetzt man mittelst Fischleimes in gefälliger Anordnung auf den ausgemalten Flächen und stellt zwischen die bunten Bildchen leichte, goldene Gräser und Schriftzeichen nach japanischen Vorbildern. Die schwarzen Streifen werden mit goldenen Blüthen verziert. Nach dem Trocknen ist die ganze Schale gleichmäßig mit Damast zu überstreichen. E. K.

An neuen eleganten Brief-Papieren ist die diesjährige Saison besonders reichhaltig. In der uns vorliegenden Collection der Firma Max Krause in Berlin, Reuthstraße 7, macht sich theilweise ein recht capriciöser Geschmack bemerkbar. Die Mode, das Briefpapier auf den Außenseiten in bunten Mustern zu bedrucken und die Innenseiten weiß zu lassen, scheint noch nicht ganz überwunden zu sein, oder taucht von Neuem auf. Wir haben uns nie so recht für diese allzu lebhaften Farben-Zusammenstellungen erwärmen können und ziehen beispielsweise die sogenannte „Iris-Post“, ein in ganz garten Farben abgetöntes Brief-Papier, vor. Sehr reizend giebt sich auch ein Carton lichtgelben Papiers mit einem Strauße sommerreicher Weizenähren als Vignette. Unter den kleineren Briefbogen-Formaten, die man jetzt mannigfach an Stelle der Billet-Post benutz, fiel uns ein Carton mit zartgrünem Papier und einem am unteren Bogenrande eingepreßten Bildchen, Schneeglöckchen im Frühlingsschleier darstellend, als besonders geschmackvoll auf. Statt der bisher üblichen Vignetten findet man auf den modernen Luxus-Papieren überhaupt vielfach kleine, fein colorirte Frucht- und Blumenstücke, — dann und wann auch einmal mit einer etwas bizarren Illustration wechselnd, — in Form von Schlüsselsteinen auf der ersten Seite arrangirt. Das bunte Papier ist in allen Farben-Blancs Mode geblieben, doch ist an Stelle der stärkeren Bogen, die für einen einfachen Brief häufig doppeltes Porto beanspruchten, das praktische dünnere getreten. — 1.



Fragen.

**Rhabarber-Wein.** — Ich habe in England sehr wohlschmeckenden Rhabarber-Wein getrunken, konnte aber die Bereitungsdarstellung nicht erfahren. Weiß vielleicht eine freundliche Leserin mir ein erprobtes Recept mitzutheilen? Elise H. in Bamberg.

**Bohnenwasser.** — Ich habe neuerdings von Bohnenwasser als Flecken-Vertilgungsmittel gehört. Wie wird dasselbe bereitet und angewendet? Weißbegierige junge Frau in Steglitz.

**Katarristränke.** — Wie lassen sich Katarristränke gründlich von Staub und Schmutz reinigen? Erna v. B. in S. (Pommern).

**Futen.** — Welches Futter ist am geeignetsten, um Futen bald zu mästen? Unerfahrene Hausfrau vom Lande.

Antworten.

(Auf die besüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)  
**Schlagahne (40).** — Zunächst ist für das Gelingen geschlagener Sahne ein vorsichtiges Abrahmen derselben erforderlich. Die Sahne muß durchaus rein und süß, dann aber auch recht kalt, möglichst auf Eis, gestellt sein. Sollte sie trotzdem nicht steif werden, so ist eine Messerspitze „Gummi Tragant“ recht fein gepulvert, hinzuzufügen. E. K.

**Handtücher (47).** — Auf die in Nr. 6 gestellte Frage nach Handtüchern aus aufgetrenntem Strumpfgarn gebe ich bekannt, daß solche durch den Weber Wenzel Böhmer in Schwarzwülfe, Post Ringelsheim bei Gabel in Böhmen, angefertigt werden. Eine Abonnentin.

Von anderer Seite (Frau v. C. in Baden-Baden) wird uns die Firma Zimmermann in Gnadenfrei in Schlesten empfohlen; ebenso erbiethet sich die Weberei des Bräuderhanes in Gnadenberg bei Bunzlau und die Firma Ferdinand Fiegel in Teschen zu jeder näheren Auskunft. Die Red.

**Humboldt's Kräuterjuppe (40).** — Manche Kräuter, welche der Frühling und bringt, werden nicht nur als Lenzesatz ge- pflückt, sondern dienen auch zu materiellem Genuß, zur Bereitung einer Kräuterjuppe, deren Wohlgeschmack und Aroma Kenner nicht genug zu rühmen wissen, und dem sie bei regelmäßigem Gebrauche sogar eine heilkräftige, stärkende und erfrischende Wirkung auf den menschlichen Organismus zuschreiben. Zu den Verehrern dieser Suppe gehörte auch Alexander von Humboldt. Als sich der gelehrte Forscher im Frühling 1846 von Besuche seines königlichen Freundes in Sanssouci beabschiedete, mußte der damalige erste Gehülfe in der Treib- und Gemüse-Abtheilung, Herr W. Zettler, wie er selbst erzählt, während vier Wochen im Rai täglich die betreffenden Kräuter sammeln und in die königliche Küche abliefern. Humboldt selbst hatte die Auswahl der Kräuter getroffen; es waren: Schaafgarbe (Achillea millefolium), Gundelrebe (Glechoma hederacea), Vibernelle (Poterium Sanguisorba), Waldmeister (Asperula odorata), Trimpabam (Sedum reflexum), Gänseblüthen (Bellis perennis), Brunnenkresse (Nasturtium officinale), Gartenkresse (Lepidium sativum), Sauerampfer (Rumex Patens), Brennessel (Urtica dioica), Portulak (Portulaca oleracea), Kerbel (Scandix Corofolium). — Nach Belieben kann man auch noch andere Kräuter wie Butterblume, Frauenmantel, Erdbeere hinzuzufügen.

Was die Bereitung dieser Frühlingssuppe betrifft, so wird eine gute Handvoll von den Blättern all dieser Kräuter sorgfältig verlesen und durch Abpülen von anhaftendem Sande gereinigt, dann fein gehackt und mit Fleischbrühe einmal aufgekocht. Nach Belieben kann man die Suppe mit ein oder zwei Eidottern und etwas Milch oder Sahne abziehen. Wenn man sie als Frühlingssuppe einige Wochen hindurch regelmäßig trinkt, ist es am zweckmäßigsten, sie zum zweiten Frühstück zu genießen. — Nach einer anderen Bereitungsweise, ohne Bouillon, werden die Kräuter schön abgerührt, in Wasser weich gekocht und durch einen weis- lochigen Durchschlag gerieben; dann fügt man in Butter gelb geschwittes Mehl hinzu, zieht die Suppe mit Eigelb ab und giebt sie mit einigen hineingeschlagenen ganzen Eiern und in Butter gerösteten Brodschnitten zu Tisch. D. A. in S.